

Schlesische Monatshefte

Blätter für Kultur und Schrifttum der Heimat

Nummer 2

Februar 1932

Jahrgang IX

BERGSCHAU

Von Regierungs-Vizepräsident E. E. Wille

Wir stehen an den Felsen des Hochsteins, warten, daß gegenüber der Kamm des Riesengebirges frei wird. Der Reifträger ist schon aus der streichenden gelbgrauen Wolkenwand heraus. Dann erscheinen in unerwarteter Schnelle alle Kuppen vom Veilchenstein über das Hohe Rad und die Sturmhaube hin bis zum Silberkamm. Über all den Kuppen haftet dies seltsame Gelbgrau, und unter ihnen bleiben Hänge und Täler von dunklerem Nebel zugedeckt. Nur dieser eine Streifen, der von Kuppe zu Kuppe zieht, ist ganz licht. Nie sahen wir das so eigenartig. Viel höher noch als sonst stehen die Berge zum Himmel hin. Ein Bild voller Rätsel und Machtkündigung . . . Noch seltsamer wird's auf einmal. Schreiberhau kommt in voller Breite zu Sicht. Die Häuser sind zum Fassen nahe. Aber drüber liegt bis an den lichten Streifen hin die Nebeldecke. Und wir kommen ins Sinnen . . .

Diesem Schicksalswinkel in unserm Schicksalslande gilt es.

Dieser deutsche Bergort, der allerherrlichsten einer, duckt sich auch unter den Nöten und Schicksalen der Zeit, genau wie gerade in dieser Stunde unter der Nebeldecke, duckt sich unter der bangeren Frage: Können sie noch zahlreich genug kommen, denen wir die Schönheit der Berge zeigen wollen, von denen wir aber auch leben müssen? Oder geht's weiter so, wie's schon um die Glashütten steht?

Josephinenhütte! Wüßten nur mehr Menschen, was dieser Begriff bedeutet hat bis jetzt! Als Grenzwirtschaftliches, Kulturelles! O nein, hier oben kommen einem in dieser Stunde keine Zahlen. Aber wir sehen im Geiste all die köstlichen Erzeugnisse, die im Laufe langer Zeiten, schöpferisch erdacht und kunstvoll gestaltet, aus dieser Hütte kamen. In den Schaffgotsch-Sammlungen, im Hüttenmuseum und sonst noch in Heimatwinkeln zusammengehalten, erzählen sie vom Werden und Blühen der Glaskunst des Riesengebirges, lassen uns verstehen, daß sie unsere besten Dichter hineinreißen konnten in den Zauber, der einst ihr Entstehen umgab. — Sollte das wirklich für immer aufhören können? Sollen die Schornsteine da drüben nicht wieder vollzählig rauchen als frohe Kunder, daß wieder schöpferisch erdacht und kunstvoll gestaltet wird? Sollen Künftige den Glaszauber unserer Berge wirklich nur im „Museum“ ahnen können? So schrecklich das Wort, so schrecklich der Gedanke . . .

Nebel über Schreiberhau.

Es war einmal so, daß der Bergzauber Schreiberhaus Künstler, Dichter und Forscher lockte, Gestalter, die es gespürt hatten, daß hier, gerade hier Schwingungen ihre Seele treffen konnten, wie die Erde sie nur selten zeugt. Soll auch das vorüber sein?

Am Zackenhang Mittelschreiberhaus läßt sich Hermann Hendrichs Sagenhalle erkennen, dicht neben Wiese und Wald, die einst Bruno Wille gehörten. Beide sind tot. Dies böse Jahr 1931 nahm Hendrich fort. Tragisch war sein Tod. Wer den Menschen Hendrich kannte, weiß, wie tragisch das war. Manch einer liebte ihn, auch wenn er zu seinem Künstlertum in Abstand blieb. Der Künstler Hendrich wird nicht voll erfaßt, wenn man ihn nur in Linie mit seinen Hallenbildern stellt, die umstritten bleiben werden. Im reichen Nachlaß, den sein Atelier birgt, sind nie gezeigte Werke, frei von der Hallenmystik und stark. Uns war bei ihrem Entdecken, als offenbare sich uns der Hendrich und das Hendrichsche Künstlerschicksal. Lebte er nur noch! Mit der Sagenhalle ist auch das Haus des Künstlers in den Besitz der Gemeinde Schreiberhau übergegangen und damit all das reiche Kulturgut, das er in Gemeinschaft mit seiner feinsinnigen Gattin, die zunächst noch Hüterin der Schätze bleibt, angesammelt hat.

Am Hang darüber, nach Westen zu in der Hagel-Hütte, ging ein anderer von den Alten im letzten Jahre von uns: Hanns Fechner, der erblindete Maler, der uns Wilhelm Raabe gegeben hat wie kein anderer, der wollend blieb auch im Leid.

Tiefer hinab in großem Park das Hauptmann-Haus. Deutlich sichtbar dicht darunter ein altes Kleinhaus. Was war's gleich mit diesem geduckten Häuschen unter dem Riesenbaume? Ach ja, man nennt es das Hannele-Haus. So ähnlich steht es auf Ansichtskarten gedruckt. Wie gräßlich das ist! So etwas dürfte man sich nur leise erzählen, wenn man von dem Häuschen zum ehemaligen Hause der beiden Brüder Hauptmann hinaufsteigt. Und keine Tafeln müßten aufdringlich künden, wie diese beiden Seltenen hier schöpferisch tätig waren. Dies Haus gehört nicht der Gemeinde Schreiberhau. Schade! Ein Glück noch, daß es sonst in gute Hände gekommen ist. Noch lebt in Schreiberhau der Name Hauptmann in einem Menschen. Ganz abseits hinter dem Bahnhof Mittelschreiberhau lugt aus weitem, dichtem Baumbestande das Dach eines Hauses hervor, in dem eine alte feine Dame wohnt: Carls zweite Frau. Welch ein köstlich Büchlein würde es sein, wenn ein Wissender und Könnender einmal schreiben würde über die Schreiberhauer Dichter- und Künstlerfrauen und über das, was sie in seltenen Stunden über ihre Männer sagen! Wie im Lichtspielhause geht's uns hier oben: der Werfer läßt das Bild des einen allmählich verschwimmen und aus ihm das neue entstehen.

Hermann Stehr drunten im Faberhause. Wer ihn in Schreiberhaus Straßen kommen sieht und ihn nicht kennt, der sieht sich doch nach ihm um. Den Kopf vergißt man auch nicht. Du Dichter im Zackental, du lieber Hermann Stehr, du starker Hermann Stehr, du bist noch da. Kämpfst mit. Manches ist dir angetan worden. Aber du warst und bist größer als das. Bleib noch lange! Wir brauchen dich, gerade jetzt.

Nebel über Schreiberhau. Viele haben aber doch schon immer auch durch solchen Nebel hindurchschauen können — auch wenn es galt, wertvolle Menschen in ihrem Werte zu erkennen. Andere aber nicht, die wir einmal gebeten haben, eine alte Schuld an einem bejahrten freien Gelehrten abzutragen. Aber Wilhelm Bölsche tut's nichts, daß er nur schlicht Wilhelm Bölsche heißen soll, und wer ihn liebt — und wie viele sind das! — läßt sich durch so etwas den Genuß an diesem wissenschaftlich und künstlerisch in so seltener

Harmonie schaffenden Manne nicht beeinträchtigen. Und Harmonie ist wohl etwas! Aber nein, nicht philosophieren jetzt!

Es waren einst, als Schreiberhau besser erkannt war als heute, noch mehr unserer Großen auf den verschiedensten Gebieten hier ansässig. Gerade heute kommt es uns im Blick auf ihr Weiterwerden zum Bewußtsein, wie einige von ihnen sehr viel besser daran getan hätten, hier zu bleiben . . .

Die Höhen oben leuchten kräftiger. Das Grau über und unter ihnen wird silbern. Sähen das die jungen Gestalter! Sie würden fühlen, wie das ihre Kräfte besser spannt als der Atem der kranken Städte. Sie würden wie die Heimgegangenen und die — an Jahren! — Altgewordenen von hier aus ihre gesunde Kraft ausfunken lassen. Ihre und dieses Bodens Kraft. Denn die Kraft des schlesischen Berglandes und des schlesischen Bergmenschen ist keine von gestern. Sie ist unerschöpfbar auch eine Kraft von heute und morgen.

Diese Kraft hält auch in der Not den Geist aufrecht. Not ist unter den Maler-Gestaltern jüngerer und jüngster Generation, wie sie vereinzelt an den Hängen ringsum wohnen, ständiger Gast. Schlimm ist sie, ganz schlimm. Nebel über Schreiberhau. Sie lassen aber nicht locker. Suchen die lichte Höhe und zeigen sie uns. Namen? Nein, für heute nicht. Fragt aber nach ihren Schaffensstätten, wenn ihr in Erholungszeiten hier seid. Diese Strebenden brauchen euch.

Eben noch sichtbar sind einzelne Häuser am „Oberweg“, der schönsten Mittelgebirgsstraße Deutschlands, dicht unter uns am Hang des Hochsteinrückens. Hier wohnen und den langen Zug des Riesengebirges im ewig wechselnden Licht- und Schattenzauber am Morgen und am Abend, im Glast der Sommer- und Wintersonne, im Kampf der Wetter um Verhüllen und Enthüllen sehen zu dürfen, ist ein unerhörtes Glück. Wir gedenken jenes Tages, an dem wir auf der oberen Plattform des schönsten Hauses an diesem Oberweg standen, das zwei Schriftstellern und Kunstfreunden gehört. Kämpfende Wetter übergossen das Gebirge drüben mit märchenhaften Farben, gerade, als wir eben vor einem zauberschönen Böcklin gestanden hatten — und vor den besten Slevogts, die es gibt. Das letzte wird so kühn heraus gesagt. Und Meister Slevogt, der so oft in diesem kulturvollen Sammlerhause weilte, würde das selbst nicht bestreiten können . . .

Nebel über Schreiberhau. Ja. Aber kein Tod. Und Nebel sind vergänglich. Sehr schnell geht's oft mit ihnen.

Eben gedacht, da geschieht's schon. Wir können, und das ist so seltsam, noch nicht einmal sagen, wohin sie verschwanden, und was sie zum Verschwinden brachte. Kam die Kraft von den lichten Höhen, kam sie vom Tal der Menschen? Jetzt zerstieben die letzten Nebelballen an der Alten schlesischen Baude und an den Schneegruben. Nun ist alles licht und klar.

Symbol? Weshalb nimmt der Mensch solche Erscheinungen so gern als Symbol? Weil er tief innerlich fühlt, daß es eigentlich gar kein Symbol, daß das Naturgeschehen da unter und vor uns ein Stück Lebensgeschehen wie unser eigenes ist, und damit auch wie das Lebensgeschehen der Volksgesamtheit, in der wir die einzelnen sind.

Nicht bloß, daß wir glauben können, Nebel seien vergänglich; wir wissen es. Auch bei dem Notnebel, der über uns liegt! Glaube macht schon stark, das Wissen aber zufassend und das Wie getaltend. So naturlogisch diese Wetter gehen, so die Wetter im Menschen- und Volksein. Nur: „Leben und tapfer sein!“ Steht das, Meister Wilhelm Bölsche, nicht auch in deiner „Eroberung des Menschen“? „Logisch sein, tapfer sein — gut sein“? Wie gern folgen wir dir, wenn du uns aus dem rein Wissenschaftlichen des Werdens hineinführst in das Jetztsein mit seinem Muß und ins Weiterwerden durch Kampf, aber durch „einen Kampf der Geister ohne die groben Mittel des Einst“, einen Kampf, „nicht mehr hineinverlegt zwischen Mensch und Mensch, sondern in die ehrlich ringende Einzelseele selbst“. Und zustimmend neigt Hermann Stehr tief sein Haupt und fügt hinzu, was sein letztes Errungenes in seinen Werken ist, und was er auch mir vor kurzem schrieb: „. . . und dazu das Glück der Gnade . . .“ Du schönes Schreiberhau zu unsern Füßen, wir wollen verstehen, was deine große Natur und deine großen Menschen uns predigen; doch wisse: in unserm Sinnen über dies alles nannten wir dich und meinten doch mit dir auch die ganze große deutsche Heimat mit allen, allen, bis zum Ärmsten hinab . . .

Es werde!

Der Maler Graf Ferdinand Harrach

Zu seinem 100. Geburtstage am 2. Februar*)

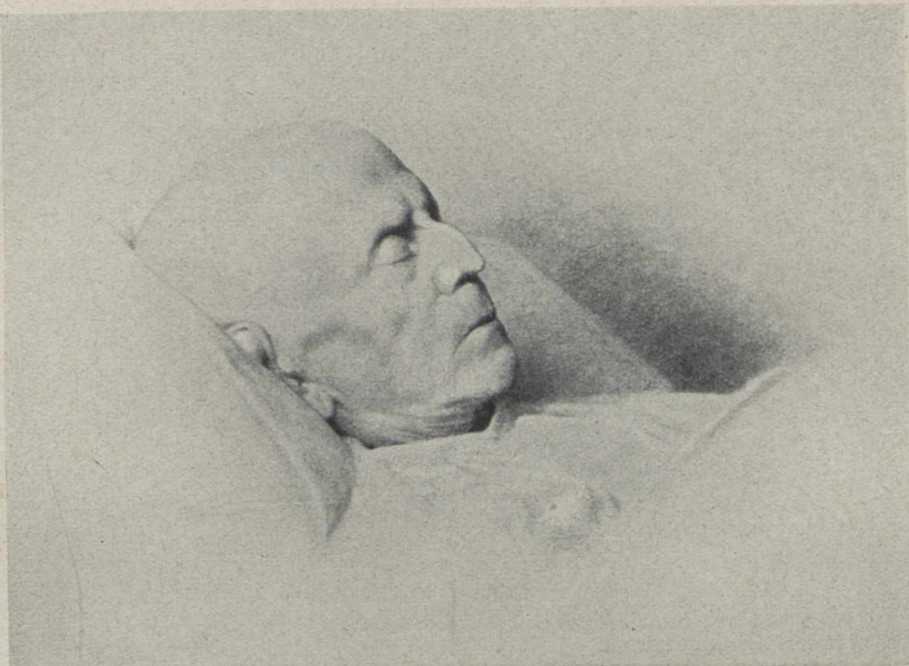
Graf Ferdinand Harrach wurde am 2. Februar 1832 zu Romochau in Oberschlesien geboren und starb 1915 in Berlin, kurz vor Vollendung seines 83. Jahres. Er war eine hervorragende und bezaubernd liebenswürdige Persönlichkeit, weit über Schlesien hinaus geliebt und anerkannt.

Schon als kleiner Junge zeigte er eine starke Neigung zum Zeichnen, die sich nach einer italienischen Reise sehr vertiefte. Seine erste malerische Ausbildung erhielt er in Düsseldorf beim Grafen Kalckreuth dem Älteren, dem er nach Weimar an die Kunstschule folgte. Zehn Jahre verbrachte er dort, erfüllt von künstlerischem Streben und Schaffen. Nach dem 70er Kriege siedelte er mit seiner Gattin nach Berlin über. Dort, ferner in seinem Schlosse am Thuner See und auf seinem schlesischen Landsitz Tiefhartmannsdorf, verbrachte er sein weiteres Leben. Sport, Jagd, verfeinerte Geselligkeit, frische Erfindertlust auf technischem Gebiet und die Kunst erfüllten seine Tage. Das eigentliche Zentrum aber war ihm die Kunst. Als Proben dieser Kunst geben wir hier das Bildnis eines Knaben, das in seiner Schlichtheit besonders sympathisch wirkt, und den feingezeichneten Kopf Moltkes auf dem Totenbett. Diese naturalistischen Werke liegen den Heutigen weit näher als seine großen historischen und religiösen Bilder, die bei allem handwerklichem Können über eine gewisse akademische Richtigkeit nicht hinauskommen. Das Breslauer Museum der Bildenden Künste besitzt davon die Szene, da Petrus den Herrn verleugnet, und die Gefangennahme Luthers im Thüringer Walde.

F. L.

*) Vergleiche den liebevollen Aufsatz von Gerhard von Mutius in der Zeitschrift „Zeitwende“.

Graf Ferdinand Harrach:
Moltke auf dem Totenbett



Dresden, Kupferstichkabinett



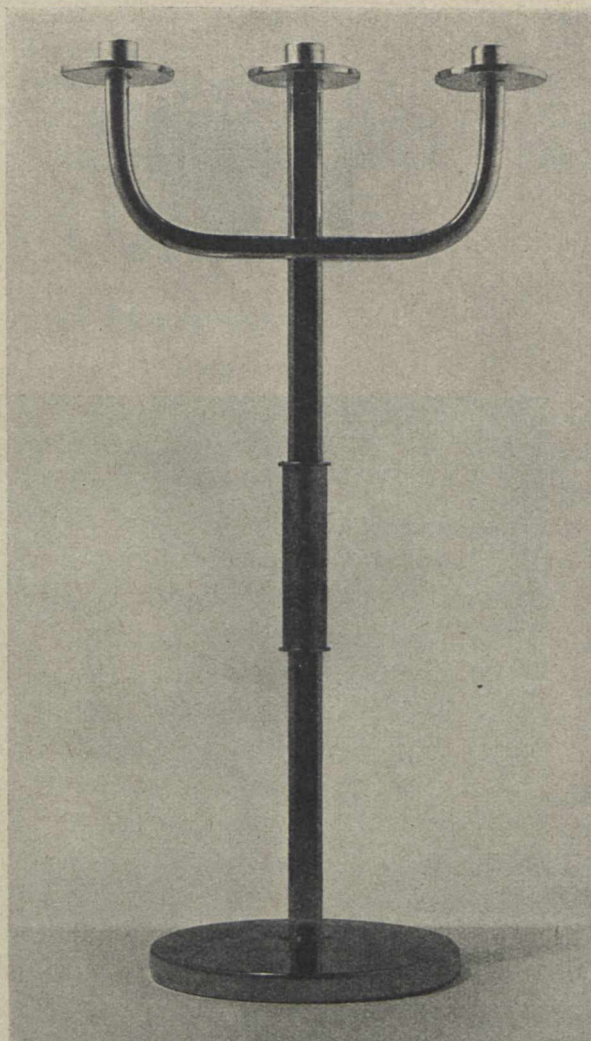
Graf Ferd. Harrach
Bildnis seines Sohnes

Aus der vom Dresdener Kunst-Dienst veranstalteten Ausstellung
„KULT UND FORM“,
 die am 1. Februar im Breslauer
 Kunstgewerbemuseum eröffnet wurde



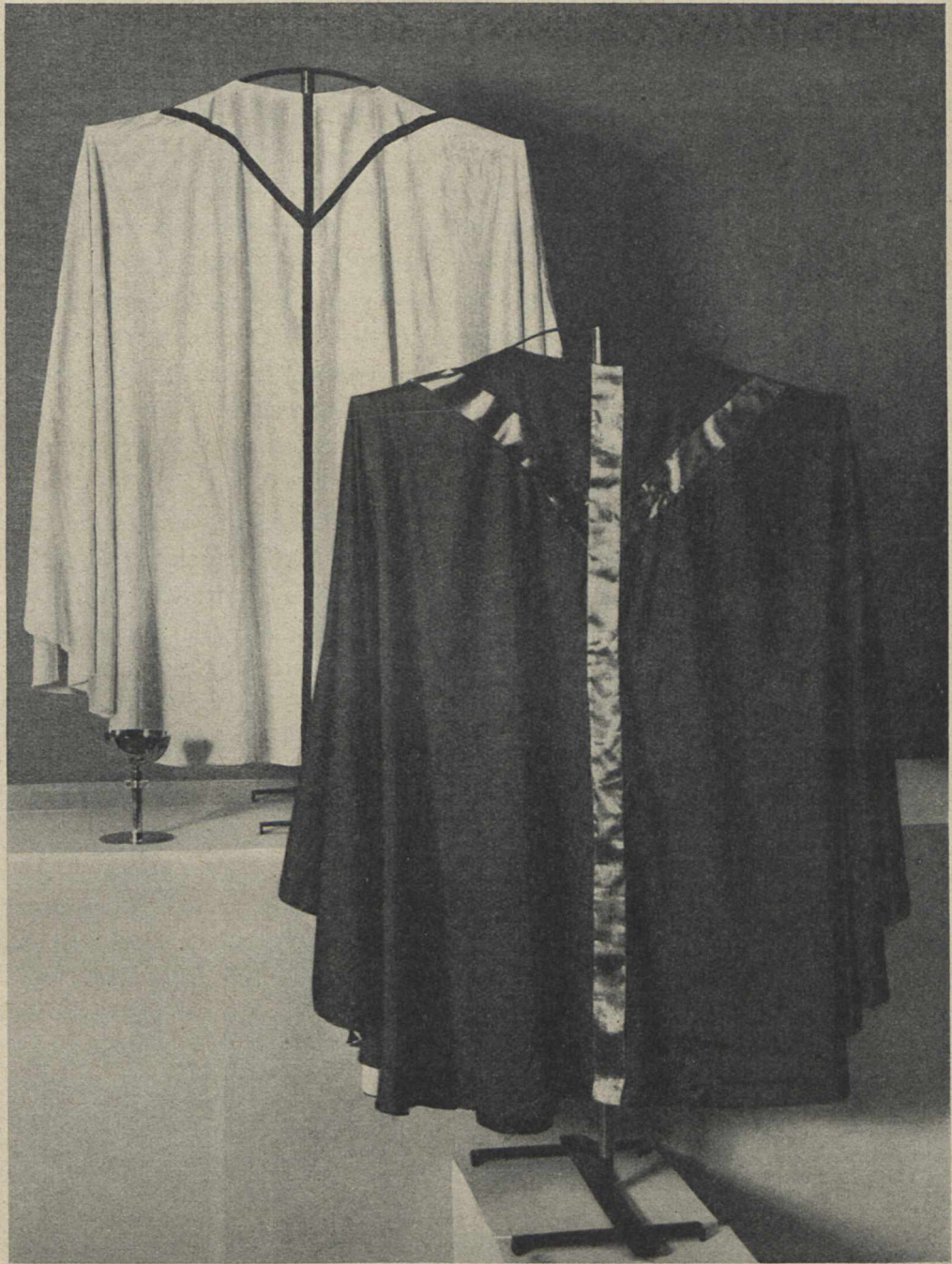
1. Harry Rosenthal (Berlin):
 Ner tomid (Ewige Lampe)

2. Leuchter in Bronze. Sächsische
 Landesstelle f. Kunstgewerbe, Dresden



3. Altarkreuz in Holz. Werk-
 stätte für kirchliche Kunst
 am Rauhen Hause, Hamburg





4. Kassel. Entwurf Rupprecht,
Handwerker- u. Kunstgewerbeschule, Aachen

GOETHE IN SCHLESILIEN

Von Dr. Valerian Tornius

Wenn der Westen Deutschlands verhältnismäßig oft Goethe als Gast sah — erklärlich durch Heimatgefühl, verwandtschaftliche und freundschaftliche Beziehungen — so hat der deutsche Osten sich nur einmal seines Besuches erfreuen dürfen. Dieser fiel in die Monate August und September des Jahres 1790. Der Anlaß dazu war ein drohender kriegerischer Konflikt. Preußen hatte mobilisiert, um das durch den gemeinsamen Raubfeldzug Österreichs und Rußlands gegen die Türkei gefährdete europäische Gleichgewicht zu schützen. Während in Reichenbach, wo der Alte Fritz einst den Sieg über Daun erfochten hatte, die Diplomaten der verschiedenen Länder in langwierigen Verhandlungen über die Lösung des Konflikts berieten und um die Bedingungen feilschten, stand in der Grafschaft Glatz unter dem Befehl des Herzogs Karl Ferdinand von Braunschweig eine 200 000 Mann starke Armee bereit, nötigenfalls die Forderungen Preußens mit Waffengewalt zu erkämpfen. In diesem kriegsgerüsteten Heer war auch Karl August von Weimar eine Position zugewiesen; er befehligte die Magdeburgische Kavallerie, die bei Groß-Zirlau lag.

Schon während der Rückreise aus Italien erhielt Goethe in Augsburg eine Einladung seines Herzogs, ihn doch im Lager zu besuchen. Sie kam ihm nicht ungelegen, denn ohnehin wollte er das Jahr 1790 möglichst viel im Freien verbringen, und dazu bot ein solcher Aufenthalt im Lager die beste Gelegenheit. Kurz entschlossen verließ er darum nach Erledigung einiger dringender Geschäfte am 26. Juli mit seinem Diener Paul Götze Weimar und traf — nur in Dresden zwei Tage verweilend — am 2. August im Ständquartier des Herzogs ein, den er „wohl, stark und dick, auch der besten Laune“ wiederfand. Als er anlangte, war durch die Reichenbacher Verhandlungen die Kriegsgefahr bereits gebannt. Die große „Demonstration eines kriegerischen Vorhabens“ hatte also den von Goethe gewünschten Zweck, nämlich, daß sie „zum Heil und Frommen von Deutschland und Europa ausschlagen möge“, ohne Blutvergießen erfüllt. Launig faßte er seine ersten Eindrücke vom Lagerleben in ein Epigramm zusammen, das er Herder zuschickte:

„Grün ist der Boden der Wohnung, die Sonne scheint durch die Wände,
Und das Vögelchen singt über dem braunen Dach.
Kriegerisch reiten wir aus, besteigen Silesiens Höhen,
Schauen mit gierigem Blick vorwärts nach Böhmen hinein;
Aber es zeigt sich kein Feind — und keine Feindin! O bringe,
Wenn uns Mavors*) betrügt, bring uns Cupido den Krieg.“

Für einen Mann wie Goethe mochte von vornherein die Struktur und der Charakter des Landes, das er zum erstenmal in seinem Leben betrat, wichtiger gewesen sein als der Anlaß, der ihn hergeführt hatte. Dieses Glatzer Bergland war ja in mehr als einer Beziehung dem Fremden interessant. Die verschiedenen Gewerbe und Industriezweige, die hier gepflegt wurden, wie die Leinweberei, die Kalk- und Ziegelbrennerei, der Steinkohlenbau, die Eigentümlichkeiten der Landschaft, boten eine Fülle des Anregenden und Belehrenden.

*) Mavors alte Bezeichnung für Mars.

Goethe nutzte denn auch gründlich seinen Aufenthalt dazu aus, um sich mit allen diesen Sehenswürdigkeiten bekannt zu machen. Über die Ausbeute der dabei gewonnenen Erfahrungen schrieb er am 10. August an Herder: „Seit Anfang des Monats bin ich in diesem zehnfach interessanten Lande, habe schon manchen Teil des Gebirges und der Ebene durchstrichen, und finde, daß es ein sonderbar schönes, sinnliches und begreifliches Ganze macht.“

Gern hätte Goethe noch länger hier verweilt, aber der Abschluß des Friedens, der in Gegenwart des Königs feierlich begangen werden sollte, heischte die Anwesenheit Karl Augusts in Breslau, und so finden wir den Herzog und seinen Minister bereits am 10. August in dem Dörfchen Gräbschen, von wo sie am nächsten Tag sich nach der schlesischen Hauptstadt begaben, um dem Einzug des Königs, seiner Generalität und des diplomatischen Korps beizuwohnen. Es folgten einige Tage mit offiziellen Festlichkeiten, Diners, Soupers, Assemblies und Bällen, denen Goethe sich als Begleiter des Herzogs nicht recht entziehen konnte. Immerhin wurden dabei einige wertvolle Bekanntschaften angeknüpft, so die mit dem Oberbergdirektor Freiherr von Schuckmann, der später preußischer Polizei- und Innenminister wurde, mit dem Direktor der Schlesischen Bergwerke Graf Reden und dem dirigierenden Minister von Hoym, dessen Tüchtigkeit als Verwaltungsbeamter sich überall bemerkbar machte. Von diesen drei Männern interessierte Schuckmann Goethe am meisten. Seine verwaltungstechnischen Kenntnisse und Erfahrungen schienen geeignet, dem weimarischen Lande von Nutzen zu sein. Aus diesem Grunde wurde Schuckmann auch von Goethe nach seiner Rückkehr aus Schlesien die Stelle eines Geheimen Rats im Conseil angeboten. Die daraufhin eingeleiteten Verhandlungen führten jedoch zu keinem Ergebnis. Graf Reden wiederum hatte den Ruf eines tüchtigen Fachmannes. Von ihm erhoffte man Anregungen für die Ausgestaltung des Ilmenauer Bergbaus, der ja ein besonderes Sorgenkind unter Goethes Obliegenheiten war. Eine Einladung des Grafen, in das oberschlesische Revier zu kommen und dort die Einrichtungen zu besichtigen, wurde darum mit Dank angenommen und deren Ausführung auf Ende des Monats festgesetzt. Goethe besuchte auch während seiner Anwesenheit in Breslau den Popularphilosophen Christian Garve, der einst Gellerts Nachfolger in Leipzig geworden war. Doch muß diese Begegnung kaum über den formellen Charakter einer Visite hinausgekommen sein; denn Goethe verschanzte sich, wie er das häufig bei neuen Bekanntschaften zu tun pflegte, in eine kühle Reserve. Über sein Zusammenreffen mit dem pommerschen Prediger Johann Timotheus Hermes, berühmt durch seinen vielgelesenen fünfbändigen Roman „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen“ — besitzen wir eine köstliche Anekdote, die jedoch so bekannt ist, daß man sie hier nicht wiederzugeben braucht.

Ehe die Reise nach Oberschlesien unternommen wurde, machte Goethe noch einen Ausflug in die Grafschaft Glatz. Bei dieser Gelegenheit wurde das wegen seiner Arseniklager gepriesene Bergstädtchen Reichenstein berührt und dem Badeort Landeck eine kurze Besichtigung gewidmet. Dann ging es weiter über Glatz nach Wünschelburg, dem Endziel der Fahrt. Dieser Ort liegt am nördlichen Abhang des Heuscheuer-Gebirges, und die „Heuscheuer“ wünschte Goethe schon lange zu besteigen. Man hatte sie schon vor Wochen

von dem ersten Grenzquartier oft gesehen, ihre Form und ihren Namen so übereinstimmend gefunden, allerlei von dem Felsengewirr dort oben, das jetzt als Festung ausgebaut wurde, vernommen, daß das Ganze wohl eine Besteigung lohnte. Oben stellte sich der Major von Rauch, der diese natürliche Festung ausbaute, den Gästen — in Goethes Begleitung befand sich der Husarenrittmeister Graf Lavalette — zur Verfügung. Da das Gebirge nach Böhmen zu hin steil abfällt, bietet sich dem Besucher hier ein ungemein fesselndes Panorama. Am nächsten Tag verweilte man im Böhmisches, besuchte Braunau, Wekelsdorf und Adersbach und trat dann am 31. August die Rückkehr über Landshut an. Diesmal blieb für Breslau nur ein Tag Aufenthalt übrig; denn bereits am 2. September erfolgte der Aufbruch nach Oberschlesien. Karl August schloß sich der Tour an. In ziemlich schneller Fahrt wurde Tarnowitz erreicht, wo die Friedrichshütte lag, der dieser Ausflug in erster Linie galt. Hier konnten die Gäste ein anschauliches Bild von dem aufblühenden Blei- und Silberbergbau gewinnen. Graf Reden zeigte ihnen die Anlagen, machte sie vertraut mit allen Einrichtungen und veranlaßte sie, nach der Besichtigung des Bergwerks ihren Namen in das Fremdenbuch einzutragen. Ein Bergbeamter hatte, um dem seltenen Besuch eine besondere Ehrung zu erweisen, den Pegasus bestiegen und ganz im Ton der seligen Bardensänger ein schwülstiges Willkommensgedicht verfaßt und im Namen der Knappschaft überreicht. Um sich für diese poetische Begrüßung erkenntlich zu zeigen, verfaßte Goethe während der Weiterfahrt ein Epigramm, das dann ein Unbekannter später in das Fremdenbuch eingetragen hat. Es lautete:

„Fern von gebildeten Menschen, am Ende des Reiches, wer hilft euch
Schätze finden und sie glücklich zu bringen ans Licht?
Nur Verstand und Redlichkeit helfen: es führen die beiden
Schlüssel zu jeglichem Schatz, welchen die Erde verwahrt.“

Hätte Goethe geahnt, welchen Unwillen seine bescheidene Improvisation erregen sollte, so würde er gewiß auf diesen poetischen Einfall verzichtet haben. Denn die Tarnowitzer waren in ihrem Nationalstolz tief gekränkt, und noch in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts fühlte sich ein gewisser Kosmeli durch jenes Epigramm veranlaßt, ein Pamphlet auf Goethe zu schreiben, das der in Tarnowitz erscheinende „Bergfreund“ mit Behagen abdruckte.

Da nun Goethe und Karl August einmal so weit nach Schlesien vorgedrungen waren, wollten sie nun auch an Eindrücken mitnehmen, was irgendwie bemerkenswert schien. In der Nähe lag die alte polnische Krönungsstadt Krakau mit ihren 72 Kirchen und 30 Klöstern. Sie wurde flüchtig in Augenschein genommen. Dann fuhr man zu den bedeutenden Salzgruben von Wieliczka, stieg tief in die Erde hinab und bewunderte in den Stollengängen eine Fülle von Sehenswürdigkeiten: Höhlen und Schluchten mit seltsamen Kristallgebilden und sogar einen Teich, den man bengalisch zu beleuchten pflegte, ferner plastische, aus Salz verfertigte Figuren. Es muß Goethe beim Herumwandern durch dieses Labyrinth seltsam vorgekommen sein, daß er gerade hier tief im Erdinnern den östlichsten Punkt seiner irdischen Pilgerschaft erreichte; denn daß ihn der Weg noch einmal so weit nach Osten und gar noch weiter führen sollte, war nicht wahrscheinlich.

Am 10. September waren unsere Reisenden wieder in Breslau. In dieser damals noch stark östlich gefärbten Stadt mit ihren schmalen schmutzigen Gassen und ihren lärmenden Straßenverkehr, in dem Russen, Polen, Orientalen und namentlich jüdische Händler sehr auffällig in Erscheinung traten, fühlte Goethe sich nicht wohl. Kein Wunder, wenn er darnach trachtete, sie bald wieder zu verlassen. Aus dem Umgang mit den paar interessanten Männern, die er kennen gelernt hatte, zog er infolge der vielen Zerstreuungen, die einem gründlichen und ausgebreiteten Gedankenaustausch hinderlich im Wege standen, keinen ersprießlichen Nutzen für sich. Es kam hinzu, daß seit seiner Heimkehr aus Italien die Naturwissenschaft mehr denn je ihn in ihren Bann zog: neben der Botanik vor allem die Anatomie. Jene Entdeckung am Lido, daß sämtliche Schädelknochen aus verwandelten Wirbelknochen entstanden seien, hatte ihn zu eingehenden Untersuchungen des Knochenbaues angeregt, die ihn schließlich in der Überzeugung bekräftigten, daß ein „allgemeiner durch Metamorphose sich erhebender Typus“ sämtlichen organischen Geschöpfen eigen sei, „in allen seinen Teilen auf gewissen mittleren Stufen sich gar wohl beobachten“ lasse und auch da anerkannt werden müsse, „wenn er sich auf der höchsten Stufe der Menschheit im Verborgenen bescheiden zurückzieht“. Die Unbefriedigung, die ihm das laute Leben in Breslau verursachte, suchte er nun dadurch zu überwinden, daß er sich in seine wissenschaftlichen Studien vertiefte. Freilich sah er bald ein, daß er in diesem Gewühl von Zerstreuungen keine rechte Muße zu ernstlicher Arbeit aufbringen würde.

Die Vielseitigkeit seiner geistigen Befähigung zeigte sich auch hier. Neben der Naturwissenschaft beschäftigte ihn ab und zu die Dichtung. Um sich nicht ganz im Abstrakten zu verlieren, begann er mit der Abfassung des Librettos für eine komische Oper — „Die Mystifizierten“ oder der „Conte“. Außerdem übte er sich in der seit Italien von ihm mit Vorliebe gepflegten Form des Epigramme. Einige seiner später in die „Venetianischen Epigramme“ aufgenommenen Distichen sind auf schlesischem Boden entstanden. Veranlassung zu ihnen gaben Lektüre von Büchern und Begebenheiten, die seinen Unwillen herausforderten. Aber auch der Geliebten daheim wurde in solchen Versen gedacht. Christianens Bild mit dem eigenartigen Zauber seiner sinnlichen Reize begleitete den Dichter allenthalben auf der Reise in Schlesien und mahnte ihn an das Glück, das ihm diese Neigung gewährte:

„In der Dämmerung des Morgens den höchsten Gipfel erklimmen,
Früh den Boten des Tags grüßen, dich, freundlichen Stern!
Ungeduldig die Blicke der Himmelsfürstin erwarten —
Wonne des Jünglings, wie oft locktest du nachts mich hinaus!
Nun erscheint ihr mir, Boten des Tags, ihr himmlischen Augen
Meiner Geliebten, und stets kommt die Sonne zu früh.“

Am 19. September trat Goethe allein — Karl August blieb noch in Breslau, bis der Hof nach Berlin zurückkehrte — seine Heimreise an. Er nahm die Richtung nach dem Riesengebirge, dessen höchsten Gipfel — die Schneekoppe — er in der Frühe des 22. Septembers bestieg, nachdem er einige Nachtstunden in der inzwischen abgebrannten Hampelbaude gewartet hatte. Sein beobachtendes Auge findet auch bei dieser Bergbesteigung wissen-

schaftliche Ausbeute. In sein Notizbuch notiert er über den Enzian: „Die fünf Staubfäden lassen sich in ihrem gesunden Zustande ungerne und nicht ohne (anscheinende) Zerreißung trennen.“ Und unten in Warmbrunn betrachtete er wiederum mit Interesse die Stein- und Glasschneidearbeiten. Sie geben ihm sofort Veranlassung, darüber nachzudenken, wie man dieses Kunstgewerbe in Thüringen fördern könne. Kurzum, als Goethe am 25. September Schlesien verließ, um über Görlitz, Bautzen und Dresden heimzukehren, tat er es in dem Bewußtsein, daß diese Reise doch nicht vergeblich gewesen war. Er hatte viel gesehen und vernommen, was seine Gedanken anregte, war vor allem über das Bergwerkswesen sehr gründlich unterrichtet worden und konnte mit der um vielfältige und neue Eindrücke bereicherten Phantasie, die ihn auf ganz andere Gegenstände hinlenkte, als sie ihm bei seinem Aufenthalt in Italien vertraut geworden waren, sein Schaffen schöpferisch befruchten. In diesem Sinne schrieb er 11 Tage nach seiner Rückkehr (am 17. Oktober) an seinen Freund Knebel: „Wir sind nun wohl und glücklich aus Schlesien zurückgekommen, und ich begrüße dich wieder aus Thüringen. Ich kann sehr zufrieden von meiner Reise sein, denn ich habe sehr Interessantes gesehen, besonders hat mich Dresden zuletzt recht glücklich gemacht. Sehen wir uns beide, so werde ich manches erzählen und mitteilen können. Meine kleinen Arbeiten gehen auch immer fort, und ich denke noch vor Ende des Jahres das anatomische Werkchen zu endigen.“

SO KAMST DU

Ich bin dir nicht begegnet wie den andern, Die vor uns stehen — plötzlich und hart Oder stumm eine Strecke neben uns wandern, Oder denen wir nachgeh'n, weil sie uns binden An ihre starke Gegenwart. Wie diesen nicht begegnet' ich dir. Der Strom aus den ewigen Gründen Trug dich zu mir. Nicht entgegen bin ich gegangen. Als ich dein Nah'n empfand. Nichts tat ich. Ich setzte keinen Fuß voran und regte keine Hand,	Wie Früchte reifen. Nach vielem griff ich und wünschte es mein. Doch, die unser Wesen in ihrem tragen, Sind nicht zu greifen. Sie ruft uns kein Wort, erzwingt keines Wunsches Macht Und trägt uns kein Handeln ein. Sie kommen zu uns wie auf Wassern geschwommen, Wie der Schlaf kommt — leis — und Gedanken der Nacht Unsre Stirn durchstreifen. Sie kommen und finden uns aufgetan weit, Um sie ganz in uns einzufangen, Und das Ohr ihrem Klange horchend bereit. So kamst du, kamst gelebt, kamst geschwommen. Vor meiner Schwelle stiegst du an Land. Ein Teil von mir hab ich dich aufgenommen, Als hätt' ich dich seit Anbeginn gekannt.
Wie wir alle, wenn uns Gnade berührt, Nichts tun, Sondern willenlos warten und ruh'n Und empfangen, Was sie still zu uns führt. Suchend war ich zuvor, ließ Fragen Begehrlich	

Dorothea Werner

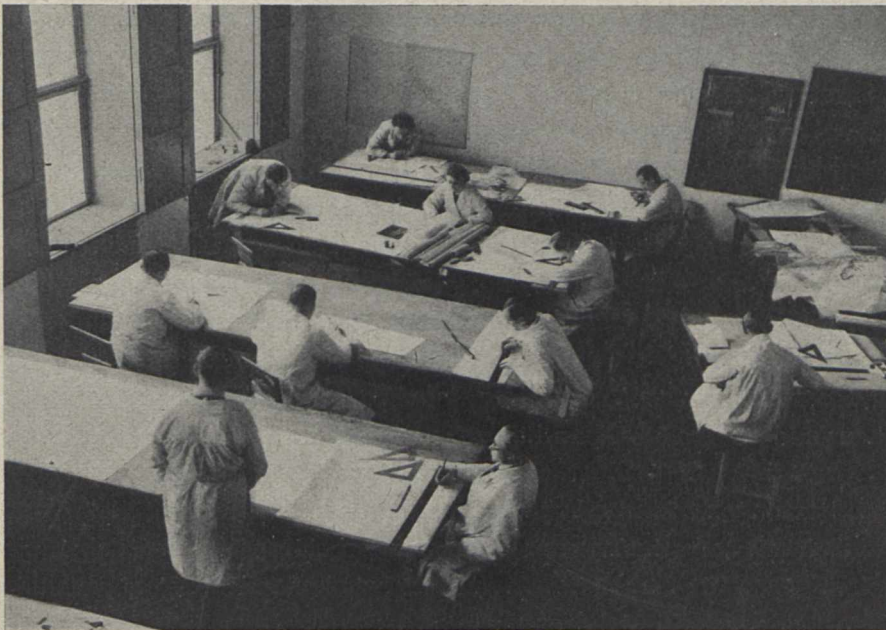
Aus dem Leben der Breslauer Kunstakademie

die nach mehr als 100jähriger rei-
cher Wirksamkeit verschwinden soll.



Professor Schlemmer lehrt seine Schüler
die Kenntnis der menschlichen Gestalt

Cascaphot



Beim Plänezeichnen.
Aus der Architektur-
klasse Prof. Rading—
Prof. Scharoun

„LIEBE“

Satire von Lessie Sachs

Mit der Liebe ist das eine schwierige Sache. Man findet schon welche, wenn man sucht, aber es ist nie das Richtige. Übrigens gleichen sich die Liebesbezeugungen aller Männer fast vollständig. Es scheint so eine Art allgemeine Liebessprache zu geben, die international und für alle Kreise und Schichten gültig ist. Die Männer haben sich wahrscheinlich verabredet, in dieser Situation mit geringen Abweichungen immer dasselbe zu sagen.

Der Herr, der sich bei dir zum Tee angesagt hat, womit du dich unvorsichtigerweise einverstanden erklärtest, weil er dir als ganz netter Kerl soweit bekannt und empfohlen ist, bringt unweigerlich das Gespräch auf dich. Männer unterscheiden sich doch sonst nach Alter, Beruf und Religion, und in der Politik kennen sie überhaupt keine Gemeinsamkeit, besonders in unruhigen Zeiten, wo es auf Gemeinsamkeit ankäme. Aber was die Strategie der Liebe anbelangt, bilden sie eine einheitliche Front, und grade hier schiene mir eine gewisse Abwechslung angebracht. Was der Mensch nicht ändern kann, darein soll er sich fügen. Jeder Mann, der dein Gast ist und sich von dir angezogen fühlt, sagt also ohne diplomatische Übergänge: Mit Ihrer schlanken Figur ... oder: mit Ihrer modernen Linie ... oder: mit Ihrer guten Erscheinung ...

Was soll man, ums Himmelswillen, antworten? Man senke verschämt die Augen, und wirke etwas abwehrend, aber leicht geschmeichelt. Es folgt jetzt seitens des Herrn mit völliger Bestimmtheit: Ich liebe nur schlanke Frauen . . . und ein bedeutungsvoller Blick, den ich zu ignorieren rate. Nach diesem Blick rückt jeder Mann etwas näher; meist gibt er seinem Stuhl einen gehörigen Schwung, und sitzt plötzlich neben dir, wobei er dir mit seinem Kopf möglichst nahe kommt. Eventuell ergreift er gleichzeitig deine Hände, und wenn er das tut, sagt er unfehlbar: Was Sie doch für weiche Hände haben . . . oder: Nein, diese entzückende Hände ... oder: Was diese Frau doch für entzückende Händchen hat ... Worauf man sich die eignen Hände etwas erstaunt ansehe, und durch Blick und Kopfschütteln so unverdientes Lob abwehre. Ist der Mann nun von ruhiger und bescheidener Gemütsart, sagt er, während er dir andachtsvoll in die Augen schaut: Darf ich? Womit er meint, ob er dich küssen darf, und wenn du den Liebesjargon richtig verstehst, weißt du, daß er damit natürlich noch viel mehr meint. — Er beginnt jetzt leicht zu zittern, und du darfst ihm beruhigend über das mehr oder weniger vorhandene Haar streichen, ganz gleich, ob du ihn annehmen willst oder nicht. Er zittert immerhin vor verhaltener Leidenschaft, jawoll! Bei dem Mann von ruhiger und bescheidener Gemütsart genügt es, sanft mit dem Kopf zu schütteln, um ihn vorläufig in Schach zu halten. Er wird sich, wenn er Raucher ist, eine Zigarette nehmen, etwas gedrückt aussehen und seine verhaltene Leidenschaft für die Dauer von etwa zwei Minuten abreagieren. Der Mann von heftiger Gemütsart hingegen fragt nicht, sondern schaut dir, wie er meint, bezwingend in die Augen. Zu einem sanften Kopfschütteln hast du nicht viel Zeit, da er dich mit bemerkenswerter Vehemenz an sich preßt, und dabei mit erstickter Stimme flüstert: Ach, du . . . huh . . . mit langauslautendem h am Schluß, das macht die verhaltene Leidenschaft, siehe oben, huh . . .

Wir haben indessen den Mann von ruhiger Gemütsart samt seiner Zigarette vergessen. Wenn er sie zu Ende geraucht hat, und manchmal schon vorher, geht er zum zweiten Sturmangriff über und kommt dabei genau so weit wie der Heftige, nur etwas verspätet. Jetzt ist der Moment für dich gekommen, wo du handeln muß. Wenn du gewillt bist, den Mann anzunehmen, ist die Abwicklung der Angelegenheit nach Lage der Dinge sehr einfach. Wenn du ihn abweisen willst — Himmlischer Vater! — Also das geht nicht rein in den Kopp.

Du kannst natürlich für einen Moment alles aufhalten, wenn du verstehst, ihn abzulenken. Du sagst etwa (mütterlich besorgter Ton): Sie haben da ein Stäubchen am Anzug — worauf er mit Sicherheit einen Spiegel zur Hand nimmt und danach sucht. Keine Sorge, irgendein Stäubchen ist immer irgendwo. Gleich anschließend sagst du, immer noch sehr mütterlich: Darf ich Ihnen (zwischen den Zähnen: eine runterhauen?) laut: noch eine Tasse Tee anbieten? Sehr sanft, sehr mütterlich, ach, so besorgt . . .

Indes wäre es gut, wenn das Telephon klingeln würde, oder die Botenfrau käme um Zeitungsgeld, oder es wäre überhaupt schon sehr spät, leider . . .

Nichts von alledem wird geschehen. Der Mann wird sein Stäubchen ausbürsten, seinen Tee trinken, und danach alles von vorn beginnen wie oben.

Du wirst dich also entschließen müssen, ihm vorsichtig beizubringen, daß du ihn ablehnst. Obgleich du nach deinen Erfahrungen wissen solltest, daß Andeutungen nichts nutzen, versuchst du doch auch diesmal wieder, höflich zu bleiben. Du sagst etwa: Lassen Sie das . . . und fügst mit einem möglichst flehenden Ausdruck deiner in jedem Falle schönen Augen hinzu: Bitte . . . ! Es ist zweifelhaft, ob es gut ist, Erschöpfung und Furcht zu markieren. Du appellierst zwar dadurch an die Ritterlichkeit deines Kavaliere, aber, ach, je ritterlicher, um so männlicher! — Da kein Mann diesen abweisenden Worten irgendwelchen Wert beimißt, bist du gezwungen, deutlicher zu werden. Du sagst also in dem ärgerlichen Ton, der dir von Herzen kommt und deshalb überzeugend wirken müßte: Ich wünsche das nicht! — Daraufhin sagt jeder Mann, je nach Gemütsart, traurig, zornig oder bittend: Warum nicht? — Warum nicht?

O ewige Frage des, ach, so logisch männlichen Mannes nach dem zureichenden Grund! Warum nicht? — Weil . . .

Du kannst es mit der Moral versuchen. Du sagst, du kannst da nicht gegen an. Er sagt: Aber um Gottes willen! das ist doch etwas so Natürliches! Du sagst, daß das Natürliche nicht immer moralisch sei. Zwar ist das Natürliche immer moralisch, und das weißt du auch ganz genau. Der Mann macht dir Unlogik zum Vorwurf, denn er weiß ja nicht, daß du es besser weißt. Er hält dir anschließend einen kleinen Vortrag über die physischen und psychischen Bedürfnisse einer Frau und ist somit für eine Weile beschäftigt. Du weißt das alles schon, aber nichtsdestoweniger schaust du anerkennend zu ihm auf. Sehr interessant, sagst du, wirklich sehr interessant . . . Weiter nichts, kein Wort mehr. Er wird dir gleich versichern, daß er sich mit dir glänzend unterhalten kann, und wenn du dann ein paarmal sagst: Sie haben mit jedem Worte recht . . . fügt er begeistert hinzu, er hätte schon lange keine so kluge Frau kennengelernt wie dich. Aber mit alledem hast du ihn nicht dort, wo du ihn haben willst: nämlich zur Tür hinaus. Es nützt also nichts, wie man sieht, wenn

man es mit der Moral versucht, der Mann redet, was das Zeug hält, und beginnt alles aufs neue, siehe oben. Es hilft nichts, wenn dein Mienenspiel allmählich anfängt, deinen tiefempfundenen Ekel zu verraten. Der Mann begreift nie, daß er dir widerwärtig ist. Es scheint, daß er gar nicht auf die Idee kommt. Der Mann zweifelt nie an seiner körperlichen Anziehungskraft.— Es gibt da noch eine sehr charmante Wendung: Kannst du mich nicht ein bißchen lieb haben? — Sage kurz und schlicht: Nein. Der Mann fragt: Warum nicht? Sage, du seist bereits vergeben. Nützt gar nichts. Sage, du wärst nicht in Stimmung . . . Hach! er wird dich schon in Stimmung bringen . . .!

Du . . . huh . . .!

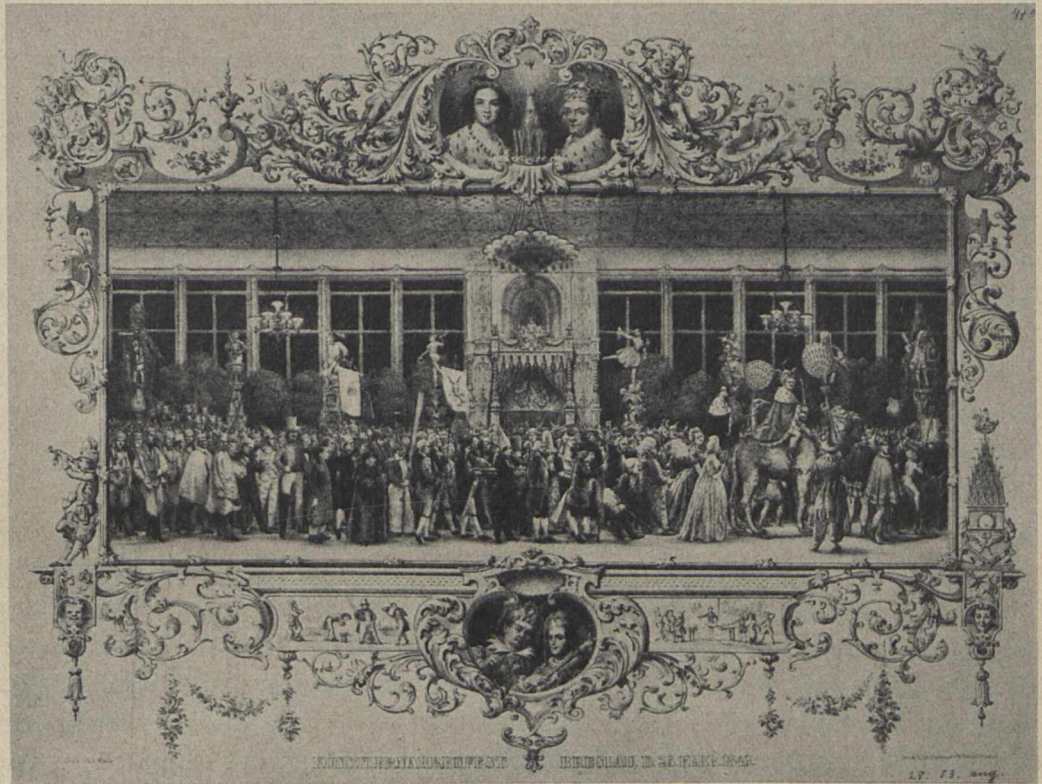
Sage, du kannst überhaupt nicht lieben. Hilft nichts, er glaubt es nicht. Alle Einwände deinerseits sind in den Wind gesprochen. Du läßt Einwände Einwände sein und wiederholst: Aber ich liebe Sie doch gar nicht . . . — Er sagt: Aber ich liebe dich!

Voilà tout. To begin with the beginning: Wir sind wieder bei der verhaltenen Leidenschaft, ich liebe dich, ach du lieber Augustin, o, wie ward mir da-a-ha, als mir das geschah-a-ha . . . Und nun kommt der Clou vons Ganze.

Nachdem dieser Mann mich also derart angeödet hat und ich den wahren Ausdruck meiner Gefühle: Sie widerwärtiger Esel, der mir die ganze Zeit sozusagen auf der Zunge schwebte, (kann uns ein Esel auf der Zunge schweben?) unterdrückt habe, sagt doch dieser Esel: Wie kann man nur so grausam sein? Da hat's bei mir geschnappt. Da läuft mir denn doch die Galle über. Jeder bleibe höflich, solange er kann. Ich sage: Es ist wirklich besser. Sie gehen jetzt nach Hause. Wenn man einigermaßen Glück hat, geht er . . . es gibt auch Männer, die fragen, wann sie wiederkommen dürfen. O, meine Herren der Schöpfung!



Dudelsackpfeifender Bär
(16. Jahrhundert). Vom Hause
Albrechtstr. 14, heut im Bres-
lauer Kunstgewerbemuseum



Ein Narrenfest im alten Breslau

Aus Köln, wo man zur Zeit der Romantik die alte, farbenfrohe Volkssitte des Karnevals wiederaufleben ließ, war der Fürst der Narren aufgebrochen und auch nach Breslau gekommen. Die Künstler und Kunstfreunde, die seit 1827 im Breslauer Künstlerverein zusammengeschlossen waren, hatten ihm am 23. Februar 1843 einen pompösen Empfang bereitet. Den prunkhaften Aufzug hat Louis Ferdinand Koska (geb. 1808 in Brieg, gest. 1862 als Zeichenlehrer am Hl. Geist in Breslau) in jener reizenden, bei W. Santer in Breslau erschienenen Lithographie festgehalten, die wir hier oben abbilden. Der behäbige Narrenkönig auf dem Kamel, die schöne Königin auf dem Strauß, dahinter Mamelucken, Zwerge, die Minister der Künste, der Wissenschaften, der Schulen, der Finanzen, des Kriegs und die Schar der Künstlernarren, humorvoll verspottet, denn es weht die scharfe Luft des Vormärzes!

Den Rahmen für dieses Fest stellt der Krollsche Wintergarten, der in der Zeile der jetzigen Gellhornstraße sich erhob (abgebrochen 1872), einst Breslaus größte Fremdenattraktion. Damit hatte Joseph Kroll, gleichfalls ein Breslauer Kind (geb. 27. 7. 1797), seinen Weltruhm begründet (1837). Im Jahre 1841 hatte die Stadt Breslau dem neuen König Friedrich Wilhelm IV. dort ein Gabelfrühstück gegeben. Der König zeigte sich vom Wintergarten so entzückt, daß er Kroll veranlaßte, etwas Ähnliches in Berlin zu errichten. Kroll nahm an, und seitdem ist sein Name unvergänglich mit der Festkultur des alten Berlin verbunden. E. Sch.

DIE FRIEDERIKE KEMPNER

VON CHRISTA NIESEL-LESSETHIN

Schlesien hat den Ruhm, eine der ersten Dichterinnen hervorgebracht zu haben, die literaturgeschichtsfähig wurde — Anna Luise Karschin, die Zeitgenossin und Verehrerin des großen Friedrich. Ihr schweres Frauenschicksal, ihr hart erstrittener Aufstieg auf der Sphäre der untersten Volksschichten wecken ein Interesse für ihre Person, das stärker ist als das für ihr Werk. Man lobt sie, halb mit Erbarmen, ohne sie zu lesen, geblendet von dem Glanze des ihr von Gleim verliehenen Ehrennamens der „schlesischen Sappho“. Die Kempner jedoch ist in ihrer Dichtung jahrzehntelang lebendiger Besitz des literarisch interessierten Schlesiens gewesen und darüber hinaus Unzähliger, die Sinn für Humor haben, auch für jene seiner Abarten, die nicht am unwirksamsten ist — den unfreiwilligen. Es ist nun ein Jahrhundert her, daß Friederike Kempner der Kunst geschenkt ward. Aus meiner Kinderzeit herüber fließen mir die Quellen sicherer mündlicher Tradition. War doch die Kempner eine, wenn auch um ein Beträchtliches ältere Jugendbekannte meines Vaters, der, ein weit- und helllichtiger Idealist, oft zum Gefäß ihrer reformatorischen, philanthropischen und liberalen Ideen erhalten mußte. Von solchen war sie randvoll, bis zum Überströmen erfüllt. Und darum wohl geht durch die brandende Heiterkeit, die ihre Poesie erweckte, der eigenwillig-leuchtende Gedanke an eine Frau, die bei aller harmlosen Verschrobenheit und obwohl in wunderlichster Form dennoch hat Gutes sagen wollen.

So war sie eine unermüdliche Streiterin im Kampfe gegen das Begrabenwerden im allgemeinen, und gegen das Lebendigbegrabenwerden im besonderen. Wenn man ihr Glauben schenken darf, so müßte es ein jeder als persönlichen Glückszufall betrachten, wenn er nicht lebendig begraben wurde. So zahlreich wären nach ihr die grausigsten Fälle von Beerdigungen Scheintoter. Sie widmet dieser Frage eine „Denkschrift über die Notwendigkeit der gesetzlichen Einführung von Leichenhäusern“, die zahlreiche Auflagen erlebt hat, und die, so sonderbar es scheinen will, vollkommen ernst genommen wurde. — Wenigstens berichtet das Vorwort der Verfasserin, daß der Kaiser Napoleon sie in einem Kabinettschreiben seiner Zustimmung versicherte und seines Beifalles würdigte. Daß unser damaliger Kronprinz, späterer Kaiser Friedrich III., für den die Kempner hinreichende Sympathie hatte, um eine Schrift zugunsten seines Denkmals in Breslau herauszugeben, ihren Bemühungen „den wohlverdienten Erfolg zu wünschen geruhen“. Daß sie durch die kaiserlich russische Gesandtschaft ein besonders anerkennendes Schreiben empfing, und daß hervorragende Männer aller Kreise, an der Spitze der damalige Fürstbischof von Breslau, lebhaftes Interesse für die Realisierung ihrer Zwecke dartaten. Ermutigt kämpft Friederike nun auch mit den Waffen der Dichtung: „Ein Leichenhaus, ein Leichenhaus, Ruft er mit vollem Halse aus. Wir wollen nicht auf bloßen Schein Beseitigt und begraben sein.“ So die Antwort des „wackeren Kriegsmannes“ auf den in einem schaurigen „Notturmo“ in Reime geschmiedeten Protest eines scheinbaren Kindes: „Es stoßet aus den Schrei, Horchet still dabei. Sieht sich grausend um, Finster bleibt's und stumm.“ Es ist ein ansprechender Zug der Dichterin, daß sie uns zum Schlusse doch noch mit einem Trostlichtlein aus dem irdischen Jammer-

tale so schrecklicher Begebenheiten geleitet: „Endlich stirbt das Kind — Froh die Engel sind.“ Eines ihrer Prosastücke bezeichnet Friederike selbst gutwillig als eine „humoristische“ Novelle. „Eine Frage Friedrichs des Großen“ — ich kann sie dringend als Lektüre für bedrückte Stunden empfehlen. — Ein Dichter befördert uns in die elysäischen Gefilde unter die erlesenen Geister aller Zeiten. „Gewesene Sterbliche“ — nur ein naiver Impuls kann solche Wortbildung finden — „gewesene Sterbliche“ sprechen dort zu ihrem Vergnügen ein „wundervoll schönes Deutsch.“ In diesem wundervoll schönen Deutsch nun diskutieren Lessing, Mendelssohn und andere „schrecklich bewegte Geister“ darüber, ob wohl, und ob wohl auch auf Staatskosten auf der Erde Taubstummeninstitute errichtet worden seien. Der frühere Mangel einer solchen Einrichtung scheint einem ältlichen Geiste als das größte Übel der Erde. Ein anderer fremder unmäßig lachender Geist aber stellt fest, daß ein noch größeres Übel — man sieht den Tollpunkt, um den Friederikens Denken kreist — das sei, lebendig begraben zu werden. Da weinten alle Geister sehr.

Eine große Vorliebe für die Geschichte regt unsere dichtende Landsmännin zur dramatischen Produktion an. „Antigonus, eine Tragödie.“ Den Stoff für die Tatsachenkulissen bietet ihr der jüdische Geschichtsschreiber Flavius Josephus. Ob es aufgeführt worden ist, entzieht sich meiner Kenntnis. Das Schauspiel „Rudolf der Zweite“ ist in Breslau über die Bretter gegangen. Ein wegen seiner Liebenswürdigkeit ebenso wie wegen seiner Urteilskraft geschätzter Breslauer Kritiker faßte seine Meinung in die vielsagende Formel „er habe schon schlechtere Stücke gesehen“. Der Rudolf II hat sogar eine Aufführung in Berlin erlebt und trug seiner Autorin einen Lorbeerkranz ein. Wie sie alles bedichtet, ihren Papagei, und einen Leuchtturm, und einen Kanarienvogel, und ihren Onkel und ihre Tante, und ihren Nero, und den Kaiser Friedrich und ein „prachtvoll gewesenes Bukett“ — so bedichtet sie auch den harm- und wehrlosen Lorbeerkranz. „Der Lorbeer liegt in meinem Zimmer — Der Himmel ihn mir gab. — Ich will ihn nächstens tragen — Auf meiner Mutter Grab.“ Es ist wie die Flucht eines Verkannten zu seinem Idealbilde, wenn Friederike, überschwänglich im Lieben wie im Wünschen sich der Erinnerung an die Mutter zuwendet: „Wenn man die Mütter aus der Erde graben könnte — So würden alle Menschenhände graben, — Mit einer Eil! als wenn es brennte. — Denn jeder will die Mutter wieder haben.“ Hier ist die Ausdrucksunfähigkeit so groß, daß sie, als Gefühlsmoment betrachtet, schon beinahe aufhört, lächerlich zu wirken. Obwohl es im Grunde ja das Überwältigende der Kempnerschen Komik ist: diese Inkongruenz von Gedanken und Form.

Friederike Kempner ist, wie alle Popularität, als Lyrikerin viel kopiert worden. Vieles, was ihr zugeschrieben, oder sagen wir ihr in die Schuhe geschoben wird, ist nur „à la Kempner“ und nicht Original-Kempner. Die Authentizität des vielzitierten Gedichtes „Durch die Mitte der Natur zieht sich eine Pappelschnur“ z. B. scheint nicht erwiesen. Es findet sich nicht in ihrem Gedichtbände, der soviel Auflagenziffern erlebte. In diesen Auflagen hat eine feilende Hand durch den Auftrag einer ungehörigen Politur die Ursprünglichkeit des Originalmaterials etwas beschädigt. So erinnere ich mich genau, daß mein Vater — und er besaß sicher die Originalausgabe — ein Gedicht mit folgendem Wortlaute zitierte: „Laßt mich in die Wüste laufen, wo die vierzig Palmen sind, wo die Dromedare saufen, und die Quelle ewig

rinnt" — was doch viel bildhafter war als das nun abgeblaßte „Laßt mich in die Wüste eilen, wo die vierzig Palmen sind, dort in der Oase weilen“ — die saufenden Dromedare, die doch das stilvollste Detail in dem Wüstengemälde waren, schienen dem Ästheten wohl zu farbig.

Als die Gedichte erschienen, lachte ganz Breslau. Ein ansteckendes Lachen, das bis über die Grenzen der Provinz hinaus seine schallenden Wellen warf. Der Erfolg war grenzenlos. Denn mit den belustigenden Bewegungen derer, die fliegen wollen, und doch nur hüpfen können, streicht die vielseitige Friederike über die mannigfachsten Interessengebiete. Sie nimmt Stellung gegen die Vivisektion und die Einzelhaft, sie dichtet Sympathiekundgebungen für den Vegetarismus und die Ablehnung des Antisemitismus, für die Erstrebung eines sozialen Ausgleichs. Im ganzen viel ausstrahlende Liebe, wenn sie auch bis auf den Hund gekommen ist. „In den Augen meines Hundes liegt mein ganzes Glück, All mein Inneres, Krankes, Wundes Heilt in seinem Blick.“ Aber was würde Nero dazu sagen: „Wo bist du hin, du liebes Tier, Das mir so treu gewesen, Das sich vor Freude nicht lassen konnt', Durft' es in meinen Blicken lesen. — Das hoch hinauf zum Wagen sprang Mit wonnigem Geschreie, Wenn ich nach Haus zurückgekehrt. Ein solches Herz ist Weihe! Ein solches Herz vergeht nicht, Es lebt zu allen Zeiten, Die Seele nur erkennt und liebt, Nur Toren das bestreiten.“ — Auf dieser Erkenntnis beruht ihre Abneigung gegen die Vivisektion. „Man macht ja den Tierseelen —: „Denn das Tier hat eine Seele, Bloß 'ne kleinere als wir', — die Auferstehung schwer.“

Vielfach wandelt Friederike, wie man sieht, in höchst persönlichen Form- und Gedankenbahnen. Bisweilen aber mutet der Glanz einer lyrischen Perle an, als hätte ein anderer schon einmal dasselbe gesagt, bloß mit ein bißchen andern Worten. „Kennst du das Land, wo die Lianen blühen Und himmelhoch sich rankt des Urwalds Grün? Wo Niagara aus den Felsen bricht Und Sonnenglut den freien Scheitel sticht.“ Dabei ist Friederike beileibe keine blinde Goetheschwärmerin. Im Gegenteil, ihr entwickelter Gerechtigkeitssinn veranlaßt sie, dem Vielverwöhnten gelegentlich eine schlechte Note auszuteilen: „Auch Goethe war nicht unfehlbar wie die Jünger meinen. Was sich nicht schickt, schickt sich für keinen.“ Dafür versetzt sie Heine geradewegs in den Himmel, nachdem sie ihn ob der Schwere seiner Erdenlaufbahn teilnehmend bedauert hat: „Als man ihn nicht in Deutschland litt, Da mußte er nach Frankreich gehn. Er konnte nicht in Lüften stehn.“ Ihre Kritik der Welt packt Friederike in einen Zweizeiler, wie ihn Wilhelm Busch nicht drastischer hätte formulieren können: „Die Welt ist zum Verzweifeln dumm!“ Nun, sie selber ermüdet nicht in dem Kampfe, den selbst Götter vergeblich führen. Sie ruft weise Worte in die Dummheit der Welt, sie streut Licht, sie sät Aufklärung: „Oh kurze Zeit des Lebens Zeit. Noch kürzer durch Parteilichkeit In Konfession und Politik. Parteienhaß hat keinen Schick.“ — In den Zwiespalt der leise bewegten sozialen Frage sät Friederike Versöhnung: „Wie heißt das Wort, das in der ganzen Welt Man gleichbedeutend mit dem Elend hält? Doch mit dem Elend, das mit wackrem Mut Die große schwere Arbeit tut? Es ist, es heißt der, der, der, der Es heißt Proletarier!“ Und sie senkt in die Dunkelheit ihrer Zeit, die neben der Schwere der unseren als paradiesisch erscheinen will, Worte der Tröstung: „Kränk dich nicht, gräm dich nicht, Plötzlich

scheinet Sonnenlicht. Auch die Finsternis wird hell. Auch das Glück, es schreitet schnell,
Und verstummt ist das Gebell!“

Verstummt ist auch der starke Widerhall des Liedes der „schlesischen Nachtigall“. Einige ihrer Sentenzen, deren Ursprung kaum noch deutlich, sind noch in lächelndem Gebrauch: „Ich habe keine Zeit zu Ihnen, ob Robert etwa Kleingeld hat?“ oder „Sei mir willkommen edler Greis, doch mach, daß du von hinnen kommst.“ —

Wer auf dem jüdischen Friedhof an der Steinstraße den Namen Friederike Kempner vom Grabstein liest, dem steigt vielleicht der Schatten einer Zeit auf, die sie mit Gelächter erfüllt.

Wo gibt es in Schlesien noch Trachten?

Von Wilhelm Schremmer

Von den mannigfaltigen Formen ist nicht viel übrig geblieben. Wir leben in einer verstandesmäßigen, sachlichen Zeit, die gerade in der Männerkleidung alles vernichtet hat, was in Form und Farbe an eine Tracht erinnern könnte. Es gibt heute noch in Schlesien in gewissen Gegenden Feste, Familienfeiern, die auf die Tatsache der schlesischen Trachten hinweisen; alte Familienbilder gewähren noch manchen Einblick in verschwundene Pracht. Nur muß bei den Bildern meist hervorgehoben werden, daß eine Wesenheit, die Farbe, nicht gezeigt wird. Leider schwindet in Schlesien vieles, was noch vor zwei Jahrzehnten als eigentümlicher Kleidungs Ausdruck des Schlesiers in bestimmten Gegenden gelten konnte: die Lederhose mit den Bleiknöpfen — „a richtiger Schlesier hot Laderknoller on“ — die Nesseljacken, Nesselkleider, Schürzen, die Umschlagetücher, Kurzärmel, die Feldhüte der Bauern und Bäuerinnen . . . Noch heute gibt es in Schlesien trotz des allgemeinen Verschwindens der Tracht einige Landkreise, in denen die von den Vätern übernommene Tracht alltäglich oder auch nur zu bestimmten Zeiten getragen wird. In diesen Ortschaften kann die Ursache des Wandels, kann die Tracht als Gemeinsamkeit der Gesinnung, als Nutz- und Ausdrucksform eingehend aus dem flutenden Leben heraus untersucht werden. Der Kenner wird bald auf den Ausdruckswillen der Zeit, auf Gewohnheiten des fröhlichen Naturmenschen stoßen, der Freude an reichen Farben und Formen hat. Der neuzeitliche Buchmensch, insbesondere der Mann, ist fast farbenblind geworden. Es scheint so, als hätte sich in unseren Tagen nur die Frauenwelt eine natürliche Farbenfreude erhalten. Bei den Männern ist selbst der Schmuck der Weste verschwunden. Unsere Zeit ist insbesondere in der Männerkleidung auf das rein Praktische und Nützliche eingestellt. Es darf bei den Trachten nicht vergessen werden, daß sie in einzelnen Familien den Reichtum darstellen und in ihrer Stofffülle teuer, in einer schnellebigen Zeit der Abnützung zu stark ausgesetzt sind. Die eigentliche Ursache liegt in einem vollkommenen seelischen Wandel. Die Zeit der natürlichen Geruhsamkeit ist vorbei.

Bild 1 zeigt Trachten der schlesischen Wenden aus der Gegend von Rohne im Kreise Rothenburg. Selbst die Lernanfänger tragen in den Schulklassen die reich geblümelten Hauben, Schürzen und Röcke. Bunte Farben, besonders Rot, werden bevorzugt.

1. Schulkinder aus Rohne,
Kr. Rothenburg, Oberlausitz



2. Mädchen im Sontagsstaat aus
Rohne, Kr. Rothenburg, Oberlausitz



3. Frau und Kind aus Gies-
hübel unter der Hohen Mense

4. Mädchen in
Schönwälder Tracht



Phot. K. F. Klose

Die jüngeren Dorfmädchen zeigen ihre Sonntagstrachten mit Blumensträußen in den Händen (Bild 2). Die Hauben beliebten die rote Farbe als Untergrund, in den blaue Blümchen als Ziermuster eingestreut sind. Wesentlich sind die Kurzärmel, die wir in Schlesien auf dem Lande noch häufig antreffen. Halstücher, bunte Schürzen geben der Tracht einen recht lebendigen Ausdruck.

Die wendische Braut trägt eine besonders reich geschmückte Haube, das grüne Myrtendbüschchen in der Kurzjacke. Von den Männertrachten ist im Alltag und in Festzeiten wenig übrig geblieben. Der Hochzeitsbitter gibt noch anschauliche Hinweise auf ein sinnfrohes, farbenreiches Volksleben. Wandern wir durch das schlesische Land, finden wir auch beim treuesten Hüter vergangenen Seins, dem Bauern, bei Festen nur noch von der Tracht etwa das einstmals unentbehrliche „Richel“ oder den Silberkranz.

Aus der Gegend der Hohen Mense zeigt Bild 3 wieder das eigentümliche schlesische Kopftuch der Frau, die Schürze über dem Kleide und die bunte Einkaufstasche. Das Mädchen offenbart in ihrer Kleidung das Nachahmen der Erwachsenen; eine eigene Kinderkleidung hat es nie gegeben. Schon im Mittelalter trägt das Mädchen die Frauentracht und der Junge Rock und Hut der Alten. Der Mann von der Hohen Mense zeigt die heutige Männerkleidung, die alles Überflüssige beseitigt hat, die „Tracht“ unserer Tage, wenn wir unter „Tracht“ das zusammenfassen, was getragen wird.

Eine merkwürdige Trachteninsel ist Schönwald in Oberschlesien, was die Frauenkleidung angeht. Auch hier beginnt schon die städtische Kleidung das Alte zu verdrängen. Die Schönwälder Frauen bevorzugen Lichtgrün und Lichtrot neben Dunkelblau und Schwarz. Wie in der Lausitzer Gegend geben besondere Farbunterschiede die Jahresunterschiede an. (Bild 4.)

An der Schönwälder Männertracht waren die kurze Jacke und der hohe Fuhrmannshut eigentümlich.

Von dem Reichtum einstiger schlesischer Trachten ist demnach wenig übriggeblieben. Es muß ausdrücklich erwähnt werden, daß die Tuche einst im schlesischen Hause gewebt wurden. Auch das hat längst aufgehört.

Jede Zeit hat ihren eigenen Ausdruckswillen in der Kleidung. Das gilt auch für unsere Tage.

FERLA

Ein schlesisches Volksmärchen

Im Auftrage der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde hat Dr. Will-Erich Peuckert soeben „Schlesiens deutsche Märchen“ herausgegeben, ein umfassendes Werk, das wir in dieser Zeitschrift noch würdigen werden. Wir entnehmen dem Buche das nachfolgende reizvolle Stück, das aus der Striegauer Gegend stammt.

Eine Frau hatte zwei Mädels; die eine war ihre richtige und die andere bloß ihre Stieftochter. Die richtige Tochter Ferla mochte nicht gern viel tun, aber die Stieftochter war ein sehr fleißiges Mädel. Aber bei alledem machte sie ihrer Mutter nichts recht; die zankte sie den ganzen Tag aus, und damit die Ferla doch auch was zu tun hatte, half sie der Mutter im Schimpfen. Durch das viele Bruckenieren kam die Frau so in die Bust¹⁾, daß sie ihre Stieftochter gar um die Ecke bringen wollte. Gut dem Dingle!

Wenn sie in die Stadt wollten, da mußten sie erst durch einen großen Pusch²⁾, und in dem Pusche wohnte ein Groomandla³⁾, von dem hieß es, daß es schon viele Leute umgebracht hätte. Da wird doch richtig unsere Stiefmutter eines Abends, wie's schon beinahe finster war, ihre Stieftochter in die Stadt nach Spillen⁴⁾ schicken; und das Mädel ging auch ohne alle Widerparte⁵⁾. Wie sie nun im Walde zu dem Häusel kam, wo's Groomandla wohnte, da saß es vor der Türe und fragte: „Madla, wu giehst de denn itzde bei dam späta Obende noch hie?“ — „Ich gieh ei de Stadt“, sagte das Mädel, „und hull fer meine Mutter Spillen.“ — „Na, do kumm ock rei; ich ha gude Spillen!“ sagte das Groomandla.

Das Mädel wollte zwar nicht recht, aber es fürchtete sich halt gar zu sehr vor dem Groomandla, und da gings halt mit ihm in die Stube nein. Da setzt es das Groomandla an einen Tisch und holte einen Teller, und dann ging's an den Ofentopf, und da — da bracht's einen gekochten Katzenkopf raus, und den setzt's auf dem Teller dem Mädel vor und meinte: „Du werscht gewieß recht hingrig sein; do iß dich sat. Ich renne einsteilen dreimal ims Haus rim. Wenn ich wiederkumme, mußst de mit dem Kotzakuppe fertig sein, suste dreh ich der a Hols im.“ Und damit war das Groomandla auch schon zur Stube raus. Das Mädel hatte zwar einen verknuchten Hunger, aber vor so einem alten Katzenkopfe graute sich's doch. Aber da es ans Folgen gewöhnt war, da pitzelte es sich ein kleines Stückel los und fing es an zu kauen. Da kam ein Mäusel aus einer Ecke raus und kroch dem Mädel um die Füße rum, und da gab ihm das Mädel ein Stückel Katzenkopf, und da es dem Mäusel schmeckte, da aß halt das Mäusel und das Mädel ein Stückel Katzenkopf ums andere,

¹⁾ Bosheit Wut. — ²⁾ Wald (Busch). — ³⁾ graues Männel. — ⁴⁾ Spindeln. — ⁵⁾ widersprechen.

und da dauerte es nicht lange, da war der häßliche Katzenkopf weg. Gleich darauf kam auch das Groomandla wieder in die Stube und fragte: „Nu, bist de fertig?“ — „Ju“, sagte das Mädél; „'s hoot gutt geschmackt.“ Da rief das Groomandla dreimal: „Kotzakupp, kumm avier!¹⁾ Kotzakupp, kumm avier! Kotzakupp, kumm avier!“ Aber der Katzenkopf kam nicht.

Da ging das Groomandla wieder zum Ofentopfe und brachte nun einen Hundekopf und sagte: „Do der da Kotzakupp a su gutt geschmackt hoot, do will ich der noch a Gerichtla viersetzen. Ich gieh einstweilen dreimal ims Haus, und wenn de mer etwa meine Kust²⁾ verachtest, do dreh ich der a Hols im!“ und da ging's fort. Da fiennte das Mädél, daß es so einen alten beschissenen Hundekopf essen sollte; aber so sauer es ihm wurde, schnitt es sich doch ein Brinkel los und verschluckte es. Da sprang eine großmächtige Ratte an dem Mädél in die Höhe. Wenn's nicht gar so sehr derschrocken wäre, da hätt's Feuer! geschrien; aber es kriegte keinen Gal³⁾ raus. Um die abscheuliche Ratte los zu werden, schmiß es ihr ein Stück Hundeschuppe hin — das verschlang die Ratte eegelganz⁴⁾. Und da aß halt das Mädél ein Pitzel Hundekopf, und dann gab sie wieder der Ratte ein Stück, und eh sie sich's versah, da war halt richtig der ganze Hundekopf aufgegessen. Wie nu 's Groomandla kam, fragt's gleich wieder: „Nu, wie hott's geschmackt? — „Gutt“, sagte das Mädél, „ader⁵⁾ itzde bien ich sott.“ Da rief 's Groomandla wieder dreimal: „Hundekupp, kumm avier! Hundekupp, kumm avier! Hundekupp, kumm avier!“ Und wie der Hundekopf nicht kam, da sah das Groomandla 's Mädél mit ein Paar Augen an, die waren so groß wie der Raper-Radla⁶⁾, und sagte: „Na, du host uff heemtezu noch a grub Sticke, do muß du noch wos genissen!“ und da holte es aus dem Ofentopfe einen Pferdekopf raus und legte ihn dem Mädél auf den Teller und sagte: „Wenn de den wersch ver-spachtelt hon, do wersch de de Spillen kriegen. Ich gieh einstweilen dreimal ims Haus rim. Wenn de aber nich fertig bist, wenn ich wiederkomme, do dreh ich dir a Hols im!“ Und weg war's. O jekersch! dachte 's Mädél, mit dam stinkiga Farekuppe wersch de doch dei Lebtaag nich fertig. Aber doch fing's an, mit der Gabel dran rumzuspisseln. Da klopft's ans Fenster; das war ein kohlpechschwarzer Rabe. Da machte 's Mädél 's Fenster auf, und nun aßen sie imzechig von dem Pferdekopfe, und im Handumdrehen war nichts mehr von ihm übrig. Kaum war der Rabe wieder fortgeflogen, und kaum hatte 's Mädél 's Fenster wieder zugemacht, da war auch schon 's Groomandla in der Stube und fragte: „Nu, wie weit bist de?“ — „Ich bien fertig“, sagte 's Mädél und zeigte ihm den leeren Teller. Da rief's Groomandla: „Farekupp, kumm avier! Farekupp, kumm avier! Farekupp, kumm avier!“ und da der Pferdekopf nicht kam, da freute sich's Groomandla und sagte: „Weil de mich nich beloin⁷⁾ host, do sullst de nu de Spillen hon, und an Heffa Flachs derzu, und ich will der beedes sugar schenk'n.“ 's Madel bedankte sich sehr schön und flog⁸⁾, wiewohl es stockpechfinster war, wie ein Reh durch den Pusch heim. Na, die Augen, die die Stiefmutter machte, als sie ihre Tochter wiedersah, und noch dazu die schönen Spillen und den

1) hervor. — 2) Kost. — 3) Schrei (von gellen). 4) eegel, Verstärkung zu „ganz“; ganz und gar. — 5) aber. — 6) Radwer-Rädchen. — 7) belogen. — 8) fliegen hat im Schlesischen auch die Bedeutung schnell rennen.

Flachs dazu. Aber die Hauptgeschichte sollte erst noch kommen. Wie sie zu spulen anfangen, da drehten sich die Spillen halb von alleine, und ein so ein schönes Garn hatten sie überhaupt noch nicht gesehen, und dabei nahm der Flachs gar nicht einmal ab. Alle Leute, die das Garn sahen, die handelten erst nicht lange und waren froh, daß sie ein so ein schönes Garn zu kaufen kriegten. Da mußte die Stieftochter ganz genau erzählen, was sie gesehen hatte, und wie es ihr dergangen wäre, — denn die Frau dachte, daß ihre richtige Tochter noch ein viel größeres Glück machen würde; und wie sie alles richtig ausgefragt hatte, da verzählte sie's ihrer Tochter Ferla, was das Groomandla gemacht hätte, und dann schickte sie ihre richtige Tochter auch nach Spillen.

Die ging aber schon mittags weg; und wie sie zu dem Groomandla-Hause kam, da lag das Groomandla auf einer Banke in der Sonne und schnarchte. Aber die Ferla fackelte nicht lange; sie kriegte 's Groomandla am Arme, weckte es auf und sagte: „Ich mechte gerne Spillen honn!“ — „Nu, do kumm ock rei“, meinte 's Groomandla, „ich war der deine Spillen schunt gan¹⁾!“ Da freute sich das tumme Ding und ging recht gefirre²⁾ mit. Und wie sie in die Stube kam und sah den Tisch gedeckt, da setzte sie sich gleich von selber hin und sagte: „Ich ha Hunger.“ — „Gutt“, sagte 's Groomandla, „du sullst och wos zu assen hon!“ und da bracht's auch schon einen Katzenkopf und sagte: „Do iieß dich sott; wenn ich wiederkumme, und du host a Kotzakupp nich uffgegassen, do dreh ich der a Hols im!“ — Kaum war 's Groomandla aus der Stube, da schmiß das tumme Mädle den Katzenkopf unters Sofa und lachte sich eins.

Wie das Groomandla dreimal ums Haus rum war, da kam's wieder in die Stube und fragte: „Bist de fertig?“ — „Schunt lange!“ sagte die Ferla. „Na, mer wer'n ja sahn“, sagte 's Groomandla, und da rief's: „Kotzakupp, kumm avier! Kotzakupp, kumm avier! Kotzakupp, kumm avier!“ Und da kam richtig der Katzenkopf unter dem Sofa hervorgekullert. „Na“, sagte 's Groomandla, „itzde host de mich beloin; nu will ich sahn, ebbs³⁾ de dersch zum zweet'n Male ooch rausnahm'n wersch.“ Und da bracht's aus dem Ofen-topfe einen Hundekopf und sagte wieder: „Wenn ich dreimal ims Haus geloof'n bien und du host vu dam Hundekuppe noch wos ibrig geloon⁴⁾, do dreh ich der a Hols im!“ — „'s gutt“, sagte die Ferla. Wie aber 's Groomandla kaum fort war, da steckte sie den Hundekopf in Groomandlas sein Bette. Wie das Groomandla nun wieder rein kam, da fragt's: „Na, host de a Hundekupp verdrickt⁵⁾?“ — „Hie host de a leern Taller“, sagte die Ferla. Aber da rief's Groomandla dreimal: „Hundekupp, kumm avier! Hundekupp, kumm avier! Hundekupp, kumm avier!“ und da hob sich die Zudecke von Groomandlas seinem Bett in die Höhe, und der Hundekopf hoppste in die Diele. „Na“, meinte 's Groomandla, — „zum zweeten Male host de mich oo beloin; nu hitt⁶⁾ dich vorm dritten!“ Und da holte es den Pferdekopf und sagte: „Nu is meine Geduld zu Ende; wenn de mich itzde wieder beliegst, do is dei Laaba Gras!“⁷⁾ — „Nee“, dachte die Ferla, „su 'n aala Farekupp ißt de freilich nich!“ und da steckte sie den Pferdekopf in einen Kommodenschub und quetschtet ihn feste zu. Wie nun 's Groomandla wiederkam und fragte: „Nu, bist de miet 'm Fare-

¹⁾ schon geben. — ²⁾ schnell. — ³⁾ ob. — ⁴⁾ gelassen. — ⁵⁾ gegessen. — ⁶⁾ hüte. — ⁷⁾ ist dein Leben Gras.

Kleiner Teich zur Firnzeit
Lichtbild von T. Herwalt



kuppe fertig?“ da sagte sie bloß: „Nu freilich!“ Aber das Groomandla rief halt wieder: „Farekupp, kumm avier! Farekupp, kumm avier! Farekupp, kumm avier!“ und da gaffte wirklich der Kommodenschub auf, und der Pferdekopf purzelte raus. Da wurde 's Groomandla rasnig vor Wut und brüllte, daß das ganze Haus zitterte: „Weil's de und du host mich dreimal beloin, do kimmst de laabig¹⁾ nich meh aus mei'm Hause raus!“ Und da machts einen alten großen Kasten, in dem schon viele Totengerippe drinlagen, auf, packte die Ferla an ihren Looda²⁾, schmiß sie nein in den Kasten und machte den Deckel feste zu, daß sie erstickte.

Wie's Abend wurde, da paßte die Mutter immer, was ihr die Ferla Schönes mitbringen würde; aber es wurde fünfe — die Ferla kam nicht; es wurde sechse — die Ferla kam nicht; es wurde sieben — und wie halt die Ferla noch nicht kam, da wurde der Mutter himmelangst, und da wollt sie der Ferla ei de keene³⁾ gehen. Aber da mußte sie immer weiter laufen, bis sie zum Groomandla-Hause selber kam. Da stand 's Groomandla ganz gemütlich in der Türe und rauchte seine Pfeife. „Host du meine Tochter Ferla nich gesahn?“ fragte die Mutter. — „Die ha ich gefeiert“, sagte 's Groomandla; „kumm ock rei, ich wer dich ooch ferln!“ Und da hatte es auch schon die Frau bei ihrer Schiprine⁴⁾ und zog sie bis zu dem Kasten, wo die Ferla drinne lag. Wie nun die Mutter ihre Tochter mit umgedrehten Halse tot drin liegen sah, da jammerte und fiennte sie, daß es einen Stein derbarmt hätte. Aber 's Groomandla kannte kein Derbarmen. Es schmiß die Frau auch in den Kasten nein und schlug den Deckel zu, daß sie nicht mehr raus konnte. Der Stieftochter aber ging's gut bis an ihr Lebensende.

1) lebendig. — 2) Haare. — 3) entgegen. — 4) Stirnhaare.

RUNDSCHAU

Bilanz einer Pädagogischen Akademie

Am 1. April des laufenden Jahres wird auf Grund der 2. Preußischen Notverordnung die Pädagogische Akademie in Breslau geschlossen. Als Anlaß gibt man zwei Gründe an: seit Jahren bestehe ein Überfluß an jungen, unverwendeten Lehrern und — die Notwendigkeit, den preußischen Etat für 1932 ins Gleichgewicht zu bringen. Der erste Grund ist nicht recht zu verstehen. Ein Lehrerüberfluß besteht seit 1924, d. h. seit jenen Jahren, in denen die Wirtschaft alle vorher in sie hinübergewechselten Junglehrer abgestoßen hat. Trotzdem hat man seit 1926 Akademien errichtet, ja noch zu Ostern 1931 den Aufbau dreier neuer gefordert, obwohl man damals doch wirklich wissen mußte, wie es um die Junglehrer stand. Dies Argument hält also wohl kaum Stich. Die Schließung der Akademien und, was uns hier am meisten interessiert, der Breslauer, aus den finanziellen Notwendigkeiten heraus, wie steht es nun damit? Man könnte in diesen Zeiten alles verstehen, wenn von den Argumenten auch nur dies eine gegeben wäre. Ich stelle das Folgende fest:

Die Ausgaben der Pädagogischen Akademie in Breslau setzen sich aus Gehältern und Löhnen auf der einen, sächlichen Unkosten auf der anderen Seite zusammen. Die Summe für Gehälter und Löhne erscheint dadurch, daß die Unterrichtsverwaltung die Lehrer an den Akademien in den einstweiligen Ruhestand versetzt, um etwa ein Drittel reduziert; da diese Versetzung aber rechtlich umstritten ist, dürften die Ausgaben in dieser Position sich um nichts ändern. An sächlichen Ausgaben ergeben sich, wenn man von der Grundlage ausgeht, daß alle nicht unbedingt notwendigen Ausgaben in einem Notjahr wie dem kommenden zu sperren wären, rund 15 000 RM., die man sogar auf etwa 12 000 RM. hätte herunterdrücken können. In diesen 12 000 RM. stecken die Abgaben und Lasten, die trotz der Stilllegung weiter zu zahlen sind und die den Endbetrag auf etwa 9 000 RM. herunterrücken. Man wird mithin feststellen dürfen, daß wegen einer Ausgabe von jährlich etwa 9 000 Mark der preußische Staat die Pädagogische Akademie in Breslau geschlossen hat.

Damit ist aber die Rechnung noch nicht fertig. Im Augenblick der Stilllegung der Pädagogischen Akademie wird ein nicht unbeträchtlicher Teil ihrer Dozenten Breslau verlassen; sei es, daß sie in andere Stellen berufen werden, sei es, daß sie ihr Geld an anderen Orten verzehren werden. Da man annehmen darf, daß von dem jährlichen Gehaltsetat der größte Teil der Summe in Breslau versteuert und in den Breslauer Geschäften, für Breslauer Wohnungen, ausgegeben worden ist, wird sich hier ein empfindlicher Ausfall bemerkbar machen. Es kommt dazu der Ausfall jener Summen, welche von den Studierenden in Breslau

ausgegeben werden. 170 Studierende, wenn man die Zahl des letzten Jahres zugrunde legt, mit einem durchschnittlichen Wechsel von 80 RM. brachten 163 000 RM. nach Breslau, die restlos unserer Wirtschaft zugute kamen, denn Studium und anderes war ja frei. Die ersten und greifbaren Auswirkungen der Schließung der Akademie bedeuten also neben 9 000 RM. Gewinn für die Staatskasse etwa 340 000 RM. unmittelbaren Verlust für Breslaus Handels- und Wirtschaftsleben; wobei davon ganz abgesehen worden ist, daß außer den erwähnten öffentlichen Abgaben der ganze übrige Betrag der sächlichen Ausgaben auch in die Wirtschaft floß. Wobei auch von den Steuerausfällen an die Kommune und anderen Nebenwirkungen — ich möchte da die Frage der „möblierten Zimmer“ und die Rückwirkung des Ausfalls auf Hauszinssteuer und dergl. erwähnen — gar nicht einmal die Rede sein soll.

Weiter! Die Frage des Neubaus der Akademie, in den bis jetzt etwa 800 000 RM. investiert und dessen Aufgabe den Staat zu einem Schadenersatz an Breslau verpflichtet, (dessen Endsumme die Summe, welche zur Fertigstellung notwendig ist, noch übersteigt), die Frage, welche Schäden den notvergnagelten Neubau in seinem Werte mindern, sei garnicht einmal zur Debatte gestellt. Allein auf eins sei hier noch hingewiesen. Die Stilllegung der Breslauer Akademie bedeutet eine Schädigung nicht nur sehr vieler Breslauer, sondern auch schlesischer Eltern. Vielen von ihnen wird es unmöglich sein, ihr Kind dem Volksschullehrerberufe zuzuführen, allein darum, weil durch das Studium an einer der nächstgelegenen Akademien die Barunkosten nicht unerheblich steigen. Ein Breslauer Rektor erklärt mir dieser Tage, er sei gezwungen, das Studium der Tochter aus diesem Grunde abzubrechen. Nun wolle man einmal die unnütz ausgegebenen Gelder berechnen: so und so viele Eltern ließen ihr Kind die Breslauer Akademie besuchen, weil sie die Ausgaben am Wohnort oder nahe des Wohnortes gerade noch bestreiten konnten; nach einem Jahr ist es notwendig, das Studium aufzugeben, weil für sie unerwartet die Anstalt geschlossen wird. Daß hier ein nicht ganz unbeträchtlicher Teil des Volkvermögens — nach unserer vorhinigen Berechnung für jeden Studenten 1000 RM. — unnütz verschleudert worden ist, hat man wohl kaum bedacht. Es kommt dazu, daß die Akademien wie jede andere Hochschule ganz individuelle Studiengänge haben. Es wird für einen Breslauer Studenten unmöglich sein, sich in den Elbinger Studiengang hineinzuleben, ohne daß ihm zumindest ein Semester verloren geht, — das aber heißt wieder, den Eltern Ausgaben aufzuerlegen, die man in keinem Fall rechtfertigen kann. Ähnliche Härten ließen sich noch an sehr vielen und verschiedenen Beispielen zeigen. Um rund 9 000 RM. zu sparen,

wirft man so und so viele hunderttausend Mark in einen Abgrund, als ob das Geld der Bürger nicht auch das Geld des Staates wäre. Zu diesem Verlorengehen hoher Beträge tritt die Sterilisierung großer Werte. Ich fange wieder mit den greifbarsten Dingen an.

Verbunden mit jeder Akademie ist eine Studienbibliothek. Die Bibliothek der Breslauer Akademie umfaßt rund 17000 Bände in einem Wert von etwa 80000 RM. Sie stellt damit die größte pädagogische Bibliothek des ganzen Südostens dar, die allen pädagogisch Interessierten offen gestanden hat. Man kann nach einer Schließung diese Bibliothek entweder an eine andere Akademie fortgeben, — das hätte keinen Sinn, weil sie zum großen Teil ja Werke enthält, die überall vorhanden sein müssen und also dort bereits in den Regalen stehen; man kann sie weiter zerschlagen und in Partikeln in alle Welt, etwa an die Kreislehrerbibliotheken, verstreuen, weil es ja leicht ist, etwas, was mit bedeutenden Opfern geschaffen worden ist, in Stücke zu zerlegen; man kann sie schließlich in Kisten auf irgend welchen Böden einstellen und für die ungewisse Zukunft aufbewahren. Sinnvoll scheint keine der drei erwogenen Möglichkeiten. Ich denke an die Seminare und ihre besonderen Sammlungen. Greifen wir nur die eine Gruppe heraus. Das geographische, geschichtliche und volkskundliche Seminar sind auf die Frage „Schlesien“ eingestellt; sie bildeten eine Arbeitsstelle von wissenschaftlichem Rang, in der die schlesische Geschichte, Volks- sowie Landeskunde im Vordergrund der Studien standen. Die Bibliotheken sind speziell im Hinblick auf diese Fragen zusammengebracht, besondere Einrichtungen getroffen worden, die nirgends anders mehr vorhanden sind; ich denke da etwa an die große Lichtbildersammlung zur schlesischen Geschichte, die das Historische Seminar aufbaut, oder die etwa 400 bis 500 Lichtbilder umfassende Sammlung des Geographischen Seminars. Man könnte sich darüber trösten, weil diese Dinge schließlich ja wieder einmal auftauchen müssen und dann den alten Zwecken dienen werden. Aber ganz abgesehen davon, daß wissenschaftliche Instrumente stets auf die Hand des Mannes, der sie verwendet, zugeschnitten sind, vieles von diesen und ähnlichen Sammlungen wird niemals wieder begegnen, weil in nicht kleinem Maße Leihgaben aufgenommen wurden, die wieder an ihre Besitzer fallen. Ich denke dabei vor allem an die nicht unbeachtliche geologische Sammlung des Geographischen Seminars, die volkskundliche Sammlung, die heute bereits mehr als ein Zimmer füllt und die in einem ständigen Wachsen begriffen war, — ich denke an ein Manuskript der schlesischen Meßtischblätter und an die große private Sammlung zur Oberschlesien- und Ostfrage, auch an die Manuskriptbestände (Handschriften und Abschriften) des Volkskundlichen Seminars sowie an dessen Zettelsammlungen. Ich denke an die soeben begonnenen Sammlungen zur Volkskunde des Proletariats, die hier zum ersten Male überhaupt in Angriff genommen worden ist.

So ließe sich noch viel aufzählen. Aber es hat ja keinen Sinn, vergangene Güter zu beschreiben. Es ist nur wichtig festzustellen, daß große und vielfach unersetzliche Werte verloren gehen. Werte, die sich in Zahlen gar nicht abschätzen lassen, deren Bedeutung jedoch, ganz abgesehen

von der wissenschaftlichen, fürs praktische Leben sich erwiesen hat. Ich brauche wieder nur die Worte Ostfragen, schlesische Wirtschaft und Kultur, schlesisches Volkstum, politische Verständigkeit zu nennen, um dieses Praktische anzudeuten. Ein wichtiger Mittelpunkt der schlesischen Forschung hört mit dem 1. April auf zu sein. Zu diesen noch immer abschätzbaren Werten, die mit der Aufhebung der Breslauer Akademie verloren gehen, treten nun die, die sich in Zahlen gar nicht angeben lassen. Ich denke dabei nicht einmal an die Dozenten, die man aus aussichtsreichen Stellungen zusammenholte, und die man nun brachlegt — ein schlechter Lohn für die „Bewährtesten ihrer Disziplinen“; — ich denke auch nicht an die Studenten, in denen keine besondere Liebe zum Staat erwachsen kann, wenn sie am eigenen Leibe spüren, wie er mit ihnen und ihrem Schicksal umgegangen ist. Ich denke an viele brennende Fragen. Der alte Lehrer kam zum nicht kleinen Teil vom platten Land. Man hat es nach der Gründung der Pädagogischen Akademien vielfach beklagt, daß diese Möglichkeit, Landkinder in den Schulberuf zu ziehen, verloren ging (was übrigens ein Irrtum war; die Bindung zum Lande ist heute stärker als ehemals). Wie aber gestalten sich nun die Dinge, wo für das ganze schlesische Land die Heimatacademie verloren gegangen ist? Hat man bedacht, was das bedeuten muß? Wer auf dem Lande hat die Mittel, sein Kind, das er in Breslau vielleicht erhalten konnte, weil Breslau Nähe ihm manche Möglichkeiten bot, nun in der Ferne studieren zu lassen? Die Schließung der heimatlichen Akademie bedeutet in Wahrheit erst die Lösung vom Lande.

Die Lösung von der Heimat. Die Wurzellosmachung. Bezahlt man das mit der Ersparnis von rund 9000 RM, die keine ist, nicht etwas teuer? Man spricht heut viel von Siedlung und Landflucht, man möchte die östliche Grenze fester machen, den Osten stärken, man schafft Gesetze, der Bauernschaft voran zu helfen, — hat man niemals daran gedacht, daß diese rund 9000 RM. eine viel bessere Hilfe werden konnten als so und so viele Millionen, die man heut auf verlorene Konten leiht?

Noch eine letzte und notwendige Feststellung! 9000 RM. Gewinn gegen so und so viel Zehn-, Hunderttausende Verlust. Was hat zu dieser Bilanz getrieben? Gewiß, die letzte Entscheidung fiel in Berlin; aber wir wollen einmal bedenken, daß diese Entscheidung fiel, nachdem die Breslauer Akademie in weiten Kreisen der Bevölkerung „fallen gelassen“ worden war. Man hat, geblendet von den Worten „Verwaltungsreform“, „Ersparnis“ das Nächste nicht verstanden. Man hat die Dinge treiben lassen. Nicht die „Instanzen“, das sei ausdrücklich festgestellt, wohl aber die Bevölkerung, die nicht begriff, um was es ging. Man sah nur immer die Soll-, niemals die Habenseite und starrte, wie geblendet, auf Ziffern, die keine gewesen sind.

Die Abrechnung erfolgte. Nun hat man die Bilanz. 9000 gegen Zahlen, die überhaupt in keinem Verhältnis stehen. Das ist die Summe einer Arbeit, die nur zum Besten Schlesiens war. Vielleicht begreift man früh, was man verloren hat. Und nimmt den Kampf mit einem anderen Willen auf, den Kampf um Schlesien, welchen zuletzt der

schlesische Volkslehrer zu führen hat. Hier heißt es wirklich aufzuwachen, um in der letzten Minute vor Zwölf zu retten, was vielleicht noch für Schlesien zu retten ist. Wenn Schlesien ernstlich will,

werden sich Wege finden lassen, die Breslauer Akademie zu halten und zu erhalten. Die Fakta liegen klar. Schlesien hat jetzt das Wort.

Silesiacus

Musik

Musik und Jugend

Seit langem wieder einmal ein Ereignis, ein Wagen und Tun. Georg Dohrn führte außerhalb der sichergestellten Konzerteihen, also, wirtschaftlich betrachtet, ins Blaue hinein, Johann Sebastian Bachs „Kunst der Fuge“ auf. Wieso ist es denn ein Wagnis, Bach aufzuführen? Ja, die Verhältnisse haben sich auch für die Programmpolitik gründlich geändert. Heut geht ein Konzertunternehmer kaum ein Risiko ein, wenn er Neuzeitliches vor die Öffentlichkeit bringen will. Heut gilt die Aktualität. Theater, Rundfunk und Film treiben vorwärts. Neues, Neues! das ist die Parole. Das Publikum läßt sich am liebsten durch Versprechungen von Unerwartetem reizen. Beim Primitiven kann man auf simple Neugier, beim Snob auf Blasiertheit, beim Saturierten auf das Verlangen nach Gaumenkitzel, beim Ernsthaften auf die noch ungebrochne Hoffnung: die Gegenwart muß doch endlich einmal schöpferische Kraft offenbaren, rechnen. Also Neues, durch Reklame geschickt vorbereitet, das lockt und macht das Risiko erträglich. Werke, die den Fachleuten längst bekannt sind, deren Publikumswirkung aber noch nicht erprobt ist, herauszubringen, ist so ziemlich das Aussichtsloseste, was man planen kann. Dohrn hat das Wagnis unternommen, und der Erfolg war ganz gegen alle Prophezeiungen auf seiner Seite. Wie ist das zu erklären? Es ging nicht nur die ältere Generation mit ihm, nicht nur die, der Bachs Kunst vertraut ist, sondern die Jugend beteiligte sich. Man war beim Betreten des Saales überrascht, soviel junge Menschen zu sehen. Gewiß waren Anregungen gegeben worden. Es dürfte kaum einen Musiklehrer, kaum eine höhere Schule gegeben haben, die den Schülern den Besuch des Konzerts nicht angelegentlichst empfohlen hätte. Aber alle Ratschläge hätten nichts genutzt, wenn nicht der Drang von innen heraus vorhanden gewesen wäre. Es ist nicht mehr so — wir, die wir täglich mit der Jugend umgehen, wissen das — daß die jungen Menschen ausschließlich an dem erotischen Reiz der Jazzmusik Gefallen finden. Die innere Einstellung ist anders geworden. Teilweise noch unbewußt, wenden sich die jungen Seelen den großen und tiefen Bewegungen und Ausdrucksformen, die kultischen oder volkhafte oder rein menschlichen Empfindungen ihren Ursprung verdanken, zu. Auch der Sinn für Form ist rege. Man spürt, daß in der Form etwas Geistiges gebunden liegt, daß Form gleichzeitig Idee ist. Und es sind nicht so sehr die unklaren, in der Auflösung begriffenen Formen der Hoch- oder Spätromantik, die Aufmerksamkeit erregen, sondern die übersichtlichen und doch unendlich vielfältigen Formen der Renaissance und des Barock, die gesucht werden. Nicht das Zerfließende, das Dekadente, sondern das Zusammengehaltene, das Aufblühende fesselt. So ist die rege Beteiligung der Jugend an der Dohrn'schen Veranstaltung zu erklären. Der Erfolg dieser

Aufführung ist als Zeitsymptom zu verstehen; man darf noch weiter gehen: er ist als epochales Ereignis zu bewerten. Selbstverständlich wird der Fall auch philologisch behandelt. Es steht eine Bearbeitung zur Debatte. Das ist jedoch eine Sache für sich. Die Aufführung hat gezeigt, daß die gelehrten Betrachter früherer Zeiten den Sinn des Werkes nicht im geringsten verstanden haben, ja, daß alle bisherigen Apologien noch viel zu schwach waren. Mag bei Bach eine didaktische Absicht vorgelegen haben, sein Geist, seine ungeheure Phantasie schufen ein Kunstwerk von erhabener Größe. Mag Wolfgang Graesers Bearbeitung Individualistisches vorgedrängt haben, der Bachsche Genius drang durch, bis in die tiefsten Tiefen der Seele. Mag an der Ausführung das oder jenes mit Recht zu bemängeln gewesen sein, die Wirkung der Wiedergabe war ergreifend, von künstlerischem Geiste durchdrungen.

Was das praktische Musizieren anlangt, könnte man von der Breslauer Jugend mehr Aktivität verlangen. Wir denken dabei nicht an berufliches Musizieren, nicht an Betrieb, noch viel weniger an Erwerb. Es gibt in Schlesiens Hauptstadt allerdings Jugendchöre und Instrumentalvereinigungen von jungen Menschen. Es ist auch nicht zu bezweifeln, daß der interne Betrieb vom Geiste ehrlicher Musizierlust erfüllt ist, aber dieser Geist muß zur Ausstrahlung gebracht und im Leben wirksam gemacht werden. Dieser Wille lag der Singewoche und dem öffentlichen Singen der deutschen Sängerschaften in Schlesien zugrunde.

Bei der öffentlichen Beurteilung ist dieser Sinn nicht überall erkannt worden. Schuld daran trugen einige Ungeschicklichkeiten der Leitung. Was die Sängerschafter zusammentrieb, waren Erkenntnisse von einer notwendigen, zeitbedingten Umstellung des studentischen Geistes, einer Umstellung, die zu Lebensnähe und Volksverbundenheit hintreibt. Es ist richtig, man wird durch Singen und Musikmachen die großen Zeitprobleme nicht lösen; solche Träume spuken nur in den Köpfen verstiegener Romantiker. Aber die Volksliedpflege, wenn man sie nicht aus wissenschaftlichem Interesse oder aus Sentimentalität heraus treibt oder gar aus Herablassung, führt zum Volke selbst hin, zur Sprache, zum Empfinden und zum Leben des Volkes. Sie führt aus Isoliertheit zur Gemeinschaft. Die Sängerschafter wollten bekunden, daß das Studentsein nicht durch wissenschaftliche Arbeit und Schwärmerei erfüllt wird, sondern erst durch Einfühlung und Einstellung in die Volksgemeinschaft. Dieses Bekenntnis wurde durch das Gemeinschaftsleben im Jugendhof Hassitz und durch das Singen in den verschiedenen Orten Schlesiens bekräftigt. In der Idee und in ihrer Durchführung lag etwas Missionelles, beileibe nicht in einem etwa spürbaren politischen Unterton, sondern lediglich in dem

begeisterten Bekenntnis zum Volk, zu seiner Sprache und zu seinem Wesen. Das Stadttheater bereitet die neue Oper: „Das Herz“ von Pfitzner vor, eine Oper, über deren Text viele die Köpfe schütteln werden. Aber die Musik ist herrlich. Ihr Ethos wird ohne Frage die Jugend anziehen, überhaupt alle, denen das Ethos der Kunst wertvoll ist. Was tut man heut mit einer Oper wie „Manon Lescaut“ von Puccini? Inhaltlich ein belangloser Kitschroman. Gewiß, die Musik ist schön, sie ist ausgesprochene Gesangsmusik im Sinne des Belkanto, und wenn eine Bühne über ein Sortiment von Belkantisten verfügt, dann mag man die Oper geben. Aber an dieser Spezies ist unser Stadttheater arm. Einen einzigen Schönsänger vermochte man für die Weihnachtsfestvorstellung einzusetzen: Leo Weith. Ventur Singer ist in solchen Aufgaben ein Nothelfer, ebenso für eine Partie, wie sie der Radames darstellt. Die Titelpartie sang in der Erstaufführung der Puccini-Oper Susanne Fischer von der Berliner Staatsoper, eine der glücklichsten Entdeckungen Tietjens. Da hörten wir eine Gesangstimme, schön, farbig, ausdrucksstark und kultiviert. So etwas müßte man im Ensemble haben. Was wir alles nicht haben, merkte man auch in der Aida-Aufführung. Um der Vertreterin der Titelrolle, Frau Löffler-Scheyer Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, sei gesagt, daß die Dame ein wohlklingendes, technisch gut behandeltes Organ besitzt, aber ein Organ ohne Glut, ohne Sinnlichkeit, dazu denke

man sich Verdis Musik. Außerdem entspricht die Erscheinung nicht im geringsten dem Bilde, das man sich von der Äthiopierin macht. Der jüngste und begabteste Sänger unseres Ensembles, Hans Hotter, sang den Amonasro. Man hatte an den großen, edlen Tönen, die sich nur in der Höhe noch mehr konzentrieren müssen, reiche Freude. Aber warum kümmert sich niemand um die Darstellung? Ein ganz urwüchsiges schauspielerisches Talent ist Herr Hotter nicht, aber er besitzt Intelligenz genug, um unter der Führung eines besorgten Regisseurs zu darstellerischer Freiheit zu kommen. Man würde an dieser Stelle über einen solchen Einzelfall nicht reden, wenn ihm keine grundsätzliche Bedeutung zukäme. Aus Etatsgründen werden wir noch lange auf die starke Beschäftigung von Anfängern zu rechnen haben. Wenn uns solche stimmliche Begabungen wie Hotter ins Haus fliegen, gut. Aber dann müssen sich auch die Vorstände um die Erziehung kümmern, sonst sieht das Publikum immer bruchhafte Aufführungen, Aufführungen, in denen reife Künstler neben unbeholfenen Anfängern stehen. Das Ensemble zerbricht, und die jungen Talente nehmen Schaden. Die Operette hat's bei uns jetzt besser als die Oper. Ein Operettenensemble, wie es im „Vogelhändler“ vorgestellt wurde, soll man sich suchen. Aber bei allem geschäftlichen Interesse sollte man nie das vernachlässigen, was das Institut als Kunststätte erkennbar macht.

Rudolf Bilke.

Theater

Los vom Zeittheater! Wer hätte diese Parole so bald erwarten dürfen? Sie ist nicht laut, sie spricht nur aus Tatsachen und Spielplänen, aber deutlich genug. Die Produktion erlahmt, die Bühne selbst wehrt sich immer mehr gegen ihre Beschlagnahme durch das Allzutägliche. Die Darsteller, im ersten Andringen der „Gebrauchsdramatik“ vor zehn Jahren von den neuen Möglichkeiten gefesselt, erkennen die Sterilität dieser Kunst, sehen jetzt, daß nur Klischee war, was sie für originale Aufgabe hielten. Und das Publikum ist der Tendenz müde; es will nicht mehr hinter dem Vorhang die Plattform der Agitation; es will wieder die distanzierende Illusion einer höheren Wirklichkeit, es will den entrückenden und befreienden Traum, es will — Theater.

Der Spielplan unserer Vereinigten Theater steht schon im Zeichen dieser allmählichen Abkehr vom Tagesstoff. Unter den etwa zwanzig seit September aufgeführten Werken ist kaum eines, das unter „Zeittheater“ im Sinne der dramatischen Reportage zu zählen wäre. Auch Unruhs Filmweltsatire „Phaea“ und Forsters Schülertragödie „Der Graue“ haben davon weiten Abstand. So blieb Raum für Zeitloseres und Anspruchsvolleres mit bisher drei Gipfelpunkten: Bruckners „Elisabeth von England“, Schnitzlers „Professor Bernhardi“ und H. v. Hofmannsthals Lustspiel „Der Schwierige“. Daß die Aufführung von „Wilhelm Tell“ nicht zu einem großen und reinen Eindruck wurde, hatten die wenig glücklichen Eingriffe der Regie verschuldet. Aus der Fülle der übrigen Arbeit ragen stofflich noch Anzengrubers „Doppelselbstmord“ und Hauptmanns „Vor Sonnen-

aufgang“ hervor. Schon diese Auswahl zeigt, wie das Theater mehr und mehr sich wieder auf die Tradition angewiesen sieht und ihre bewußte Pflege nicht mehr von kalendrischen Anlässen abhängig macht. Auch die heftige, jahrelange Diskussion um den zeitgerechten Darstellungsstil ist zur Ruhe gekommen. Die Generation der Regisseure mit eigenem Stil um jeden Preis ist inzwischen etwas älter und nachgiebiger geworden; je mehr die Spielpläne wieder nach inneren und zeitlosen Werten aufgebaut werden müssen, um so stärker wächst ein neues Gefühl für Werkgerechtigkeit und Werkdienst. Hier allein ruhen auch die Grundkräfte aller erzieherischen Aufgabe und Wirkung des Theaters; man hat in eitler Überschätzung und Überschreitung der Inszenierungsarbeit oft genug die Zuschauer vom Werke weggeführt; man beginnt sie wieder hinzuleiten und tritt merklich zurück in die Grenzen des dienenden Vermittlers, der allein der Regisseur sein darf.

In einer Zeit beginnender innerer Festigung des Theaters nach Jahren der planlosen Richtungs-mache sind Persönlichkeiten unerläßlich, die gleich stark in der Zeit wie in der lebendigen Tradition stehen und deren Blick weitere Räume beherrscht. Es wäre für das Breslauer Schauspiel nicht gleichgültig gewesen, wenn Barnays Verhandlungen um die Direktion des Hamburger Thaliatheaters zu seinem Weggang geführt hätten. Durch anderweitige Regelung der Frage ist es nicht dazu gekommen. Er wird bleiben, und er hat gerade jetzt Aufgaben, die seinen vollen Einsatz lohnen. Adler.

Schlesischer Wirtschaftsspiegel

Oberschlesische Katastrophe

Die Frage der Aufrechterhaltung der ober-schlesischen Eisenindustrie — und das bedeutet die Erhaltung von Arbeitsplätzen für immer noch 8—9000 Menschen — ist in ein Stadium getreten, wie es in diesem Ausmaß kritisch noch nie war. Der Zusammenbruch des Friedenshütte-Konzerns in Ostoberschlesien, in dem die früher Oberbedarf gehörenden Betriebe jenseits der Grenze weiter fortgeführt wurden, die Zahlungseinstellung von Borsig, die aufs unmittelbarste auch die ober-schlesische Borsigwerk A.-G. berührt, haben den Gesamtkomplex der schwerindustriellen Fragen Oberschlesiens ins Rollen gebracht.

Um die Eisenindustrie nach der Grenzziehung lebensfähig zu erhalten, hat man bekanntlich den Weg der Konzentration mit Hilfe von Reich und Staat beschritten, der zur Bildung der Vereinigten Oberschlesischen Hüttenwerke A.-G. führte. In ihr sind die ehemaligen Betriebe von Oberbedarf, Obereisen und Donnersmarckhütte zusammengefaßt worden. Ihr wurden im vorigen Sommer die beiden Staatl. Preußischen Hüttenwerke Gleiwitz und Malapane angegliedert. Der Plan ging weiter dahin, auch die Hüttenwerke von Borsig anzuschließen, doch haben die schon damals stark bemerkbaren Schwierigkeiten bei Borsig dieses Projekt nicht in Erfüllung gehen lassen. Die Oberhütten-Gesellschaft wurde, wie erinnerlich, von Oberbedarf kapitalisiert, die nur noch die Rolle einer Holding-Gesellschaft spielte. Das Kapital von Oberbedarf wiederum liegt zu 51 Proz. bei der Gräfl. Ballestrem'schen Vermögensverwaltung; 49 Prozent gehören freien Aktionären. Oberbedarf ist außerdem mit 30 Prozent bei der Friedenshütte beteiligt und mit etwa einem Drittel an der Kohlengewerkschaft Castellengo-Abwehr. Die Klärung der finanziellen Situation ist insofern schwierig, als wiederum Ballestrem der Majoritätsbesitzer von Oberbedarf ist, gleichzeitig die Mehrheit von Friedenshütte auf der einen und Castellengo auf der anderen Seite besitzt. Innerhalb des von Ballestrem und Oberbedarf kontrollierten Konzerns, zu dem übrigens als nicht unwichtiger Bestandteil auch noch die Rudaer Steinkohlengewerkschaft jenseits der Grenze gehört, sind nun, um die formell selbständigen Einzelunternehmen sei es finanziell zu stützen, sei es zu entlasten, immer wieder Transaktionen vorgenommen worden, die schließlich zu dem heutigen Status geführt haben, der, kurz gesagt, der ist:

Die bei der Friedenshütte jetzt entstandenen Verluste brauchten an sich die Lage bei der Oberhütten A.-G., die im Mittelpunkt des Interesses steht, nicht zu betreffen. Es sind aber offenbar der Friedenshütte nicht bloß große Kredite gegeben worden, sondern es bestehen auch Garantien und Bürgschaften seitens Oberbedarf und Ballestrem. Wenn diese in Anspruch genommen werden, kommen Oberbedarf und Ballestrem in starke finanzielle Schwierigkeiten, die sich natürlich bei Oberhütten auswirken müssen, abgesehen davon, daß man scheinbar auch Oberhütten selbst Bürgschaften für die anderen Ballestrem'schen Interessen hat übernehmen

lassen. In der Bilanz vom 30. September 1930 werden jedenfalls ohne jeden näheren Kommentar Bürgschaften mit 4,3 Millionen ausgewiesen. Diese Belastung von Oberhütten zusammen mit dem Zusammenbruch der (als Werkhandelsfirma von Oberhütten und den Mitteldeutschen Stahlwerken in den letzten Jahren geführten) Schrottfirma Schweitzer & Oppler, bei dem 5 Millionen Defizit auf Oberhütten entfallen, haben die Situation für die Gesellschaft schlechterdings untragbar gemacht.

Oberhütten nämlich war schon vorher äußerst stark überschuldet. Es hat bei seiner Entstehung einen Kredit von 36 Millionen vom Reich und Preußen erhalten; es hat 2 Millionen, für die man ihm die beiden preußischen Hütten verkaufte, noch nicht bezahlt und es hat insbesondere Bankschulden, die im September 1930 mit 9,7 Millionen angegeben wurden, aber inzwischen sich, wie man hört, mehr als verdoppelt haben.

Die Oberhütten-A. G. müßte also, rein schematisch betrachtet, auf Grund ihrer ungeheuren Verschuldung in Konkurs gehen. Reich und Preußen könnten dann auf Grund des hypothekarisch gesicherten 36-Millionen-Kredits den gesamten Komplex im Konkurs übernehmen. Die Banken und die sonstigen Gläubiger würden völlig ausfallen. Damit würden die Oberbedarf-Holdinggesellschaft und die Ballestrem'sche Vermögensverwaltung außerordentlich notleidend werden, zumal die diesen beiden gehörende Friedenshütte sich mindestens in der gleichen Situation wie Oberhütten befindet.

Diese Situation erklärt den heftigen Kampf, der zur Zeit von Oberschlesien in Berlin geführt wird, mit dem Ziel, eine Sanierung von Oberhütten und damit von Oberbedarf und Ballestrem dadurch zu erreichen, daß man die 36 Millionen öffentlichen Kredite streicht oder, vorsichtiger gesagt, in Genußscheine umwandelt und außerdem von Reich und Staat eine Garantie für die bei den Banken entstandenen und zur Betriebsfortführung aufzunehmenden Kredite verlangt.

Es erhebt sich natürlich die Frage, ob denn Reich und Preußen zu solchen Opfern heute noch fähig sind, zu Opfern, die — nach dem heutigen Stand zu urteilen — vielleicht nicht einmal die Aufrechterhaltung der Betriebe auf die Dauer wirklich sichern könnten. Von Oberschlesien wird geltend gemacht, daß der erwähnte 36-Millionen-Kredit doch mehr eine Entschädigung für die infolge höherer Gewalt nach dem Kriege und nach der Teilung Oberschlesiens entwickelten Notstände gewesen sei. Man kann diesen Standpunkt verstehen, wenn auch die Form, wie dieser Kredit damals hypothekarisch gesichert wurde, dagegen spricht, daß er wirklich nur eine Subvention zum Ausgleich der mittelbaren Kriegsschäden gewesen ist. Aber man braucht sich in diesen Streit kaum zu verwickeln.

Wie die Dinge heute liegen, hat Aussicht auf Erfolg wirklich nur noch eine große Gesamtlösung. Nur wenn die Organisation des ganzen Eisen- und Kohlenreviers grundlegend bereinigt wird, kann man auf ein Fortbestehen der Industrie hoffen. Wenn man erst



unter starken öffentlichen Opfern Oberhütten sanieren wollte, wenn man dann Borsigwerk sanieren wollte, wiederum unter Heranziehung großer öffentlicher Mittel, wenn man schließlich den Banken einen Teil ihres sicherlich über Gewähr angewachsenen Risikos abnehmen wollte und im übrigen alles beim Alten bliebe, könnte man die Hoffnung kaum haben, daß mehr geschehen sei als eine einmalige sehr kostspielige Entlastung der Aktionäre und der Banken.

Bei der notwendigen Gesamtlösung müßte man den gesamten Ballestrem-Konzern mit dem von Oberbedarf kontrollierten Besitz und der Borsigwerk A.-G. zusammenschließen. Es würde sich dabei zunächst herausstellen, daß den großen Passiven auch noch recht ansehnliche Aktiven gegenüberstehen, nämlich die hochwertigen Kohlengruben, die Ludwigsglückgrube neben der von Ballestrem gepachteten Hedwigswunschgrube bei Borsig und vor allem die Gewerkschaft Castellengo, deren 1000 Kuxe (von denen 323 bei Oberbedarf, 677 bei Ballestrem liegen) vor noch nicht langer Zeit mit 70 Millionen bewertet wurden. Auch die Situation der Friedenshütte würde sich günstiger gestalten, wenn man die erst Ende Oktober vorgenommene Abspaltung des Bergwerksbesitzes und seine Einbringung in die Rudaer Steinkohलगewerkschaft rück-

gängig machte. Es ist zwar nicht eindeutig klar, ob nicht auch der Kohlenbesitz bereits durch Transaktionen innerhalb des Konzerns belastet worden ist. Immerhin bildet er bestimmt den stärksten Aktivposten.

Warum man die Ballestrem'schen und Oberbedarf-Gruben in der Rudaer Steinkohलगewerkschaft zusammenfaßte, warum man von Oberbedarf die Concordia-Grube an Ballestrem verpachtete und damit die schon zur Zeit dieser Transaktionen notleidenden Hüttenbetriebe mit ihrer starken Verschuldung allein ließ, ist wohl jetzt weniger rätselhaft, als es zunächst scheinen konnte, nachdem man über die finanzielle Situation der Eisenwerke unterrichtet ist. Früher gingen gerade im Ballestrem-Oberbedarf-Konzern die Tendenzen dahin, die Kohlenbasis der Hütten möglichst zu verbreitern. Dann trat plötzlich das Gegenteil ein, indem man den wertvollsten Kohlenbesitz löste . . .

Man kann es der Öffentlichkeit, Reich und Staat nicht verargen, wenn sie sich mit diesen internen Umschichtungen nicht zufriedengeben wollen. Man kann nicht auf der einen Seite Verständnis dafür verlangen, daß der Eisenindustrie mit großen Mitteln unter die Arme gegriffen wird, und auf der anderen sich des durch eine formale Verschiebung von dem Obligo befreiten Grubenbesitzes freuen.

Wenn man den Gesamtkomplex zusammenfaßt, kann man künftige Rentabilitätsmöglichkeiten mit einiger Aussicht abmahnen. Es ist in Oberschlesien in den letzten sechs Jahren außerordentlich viel Kapital investiert worden, das keine entsprechende Rente abwerfen kann. Man hat einen Wettlauf im Bau von Kokereien begonnen, mit dem Ergebnis, daß heute die Gesamtbeteiligung der oberschlesischen Kokereien an dem Syndikat 3,8 Millionen Tonnen jährlich beträgt, daß aber der erreichte Höchstabsatz im Rekordjahr 1929 sich nur auf 1,7 Millionen belief. Es müßte möglich sein, durch Stilllegung älterer Kokereien eine höhere Wirtschaftlichkeit der modernen Großkokereien zu erreichen. Man könnte die längst abbaureifen Betriebe bei Oberhütten stilllegen und die Quoten auf die mit großen Kosten erbaute Anlage von Borsig und auch an die Preußag übertragen. Man könnte ferner das Feinblechwalzwerk von Borsig, das soviel gekostet hat, einigermaßen rentabel gestalten, könnte vor allem auch im Verwaltungsapparat erhebliche Ersparnisse machen. Besonders aufgebläht scheint die Direktion bei Borsig zu sein. Man könnte im ganzen ein einheitliches Produktions- und Absatzprogramm durchführen und, gestützt auf den eigenen Kohlenbesitz, sicherlich bedeutende Summen an fixen Kosten in Fortfall bringen.

Es gibt noch weitere Rationalisierungsmaßnahmen im kaufmännischen Sinne. Man kann die beträchtliche Quote der Eisenhütte von Borsig-Tegel nach Oberschlesien legen. Man kann das trotz dauernder staatlicher Unterstützung unrentable Walzwerk der Deutschen Werke in Spandau unter Umständen zugunsten Oberschlesiens aufgeben. Man kann auch noch einen Ausgleich mit den Mitteldeutschen Stahlwerken in gewissen Dingen suchen — alle diese Dinge sind jedenfalls in Fluß und müssen recht bald Gestalt gewinnen, wenn es in Oberschlesien überhaupt zu einer durchgreifenden Reorganisation kommen soll, die allein noch einige Chancen für die Zukunft bietet. Wenn in diesem Zusammenhang staatliche Interessen, z. B. der Preußag oder auch in gewissem Sinne der Deutschen Werke, mit denen von Ballestrem und Oberbedarf und Borsig vermennt werden, so geschieht das nicht aus Unachtsamkeit. Preußen und das Reich haben ganz erhebliche Summen in Oberschlesien investiert, haben in der letzten Zeit immer wieder mit großen Mitteln auszuweichen müssen. Man kann ihnen nicht das Recht absprechen, an der Bereinigung der oberschlesischen Dinge führend beteiligt zu sein. Man hat ihnen ja auf der anderen Seite auch zugemutet, bei der Bereinigung des Defizits die ausschlaggebende Rolle zu spielen. Darge.

Sport

Nachklang zu der deutschen Bobmeisterschaften in Oberschreiberhau

Die Bobmeisterschaften in Oberschreiberhau standen unter einem unglücklichen Stern. Ein Wettersturz hatte den Schnee bis zur Höhe von 800 Metern schmelzen lassen. Der Kurort, der zu Neujahr noch einen Rekordbesuch aufzuweisen hatte, stand leer. Jedermann erwartete eine Absage. Aber mit der gleichen Zähigkeit, die vor zwei Jahren Krummhübel bei den Deutschen Winterkampfspielen entwickelte, setzte sich die Kurverwaltung Schreiberhau für die Durchführung der Meisterschaften ein. Zwei Nachfröste wurden ausgenützt, um die Bobbahn mit einer Eiskruste zu überziehen. Man ließ am Sonntag, den 10. Januar, zuerst die Zweier-Bobmeisterschaften ausfahren, da man den Kurven die Belastung durch die Viererbobs noch nicht zumuten wollte. Ein solcher Bob wiegt mit vier Fahrern etwa 12 Zentner. Es ging zuerst alles nach Wunsch. Einige Stürze hatten keine Folgen. Die Bahn war schneller denn je, und so schritt man am 12. Januar zur Abhaltung der Viererbob-Meisterschaft, die mit dem bekannten schweren Unglück endete, das drei Zuschauern das Leben kostete.

Die ersten Pressenachrichten wirkten aufreizend. Man sprach von wahnsinnigen Geschwindigkeiten und warf sofort die Schuldfrage auf. Der Mann, der das erste entscheidende Telegramm für die Sportzeitungen redigierte, muß ein schlechter Mathematiker gewesen sein, er sprach vom 100-Kilometer-Tempo des herausgeschleuderten Bobs. Damit richtete er die Stimmung der Leser gegen die Veranstalter. Eine einfache Rechnung hätte ihm sagen müssen, daß das Tempo kaum

über 70 Kilometer betragen haben kann, da der Bahnrekord des gleichen Tages (1 Minute 20 Sek. für 1500 Meter) einem Durchschnitt von 67,5 Kilometern entspricht. Die sofort angesetzte Untersuchung unter Vorsitz des Landrats ergab, daß keinerlei nachweisbare Schuld vorliegt. Ursache des Unglücks war nicht die Beschaffenheit der Bahn, sondern eine Verkettung von unglücklichen Umständen, die letzten Endes in der veralteten Konstruktion des gestürzten Bobs ihre Ursache hatte. Der Bobsport ist gefährlich, und es ergibt sich aus dem Unglück, daß auch die Zuschauer bei gefährlichen Sportarten (wir rechnen dazu Flugveranstaltungen, Autorennen, Motorradrennen, Radrennen) ein gewisses Risiko, das allerdings sehr gering ist, eingehen, für das sie selbst aufzukommen haben. Den Bobklub Schreiberhau trifft kein Vorwurf, denn er verfügt nicht über die Mittel etwa des Berliner Schlittschuhklubs und kann nur mit zum Teil altem Material antreten. Die Fahrer wissen, daß sie dadurch benachteiligt sind, aber ihre Begeisterung für den Sport ist größer als alle Bedenken.

Der Unfall hätte leicht zu einer schweren Schädigung für die Gemeinde Schreiberhau führen können. Aber nachdem die Untersuchung schon klärend gewirkt hatte, taten die Fahrer ein übriges, um die Veranstalter zu stützen. Am 14. Januar führten sie die Meisterschaft ohne Unfall programmgemäß zu Ende. Obwohl die Zeit der Veranstaltung nicht bekanntgegeben war, hatten sich wieder zahlreiche Zuschauer eingefunden.

F. Wenzel.

Das Weltmeisterpaar
Rotter-Szolläs in Breslau



Die Todesspirale

Das Weltmeisterpaar und das Europameisterpaar in Breslau

Weltmeister oder Europameister kommen selten zu uns nach Schlesien und diesmal waren es gleich Weltmeister und Europameister, die besten beiden Paare der Welt in der schwierigen Kunst des Eislaufens — auf der Reise nach Amerika zur Olympiade und zur Weltmeisterschaft 1932! Das war eine Sensation und eine Augenweide für Kenner und Laien. Gibt es doch nichts Anmutigeres als Eiskunstlaufen. Hier vereinigen sich Kraft und Anmut zum schönsten ästhetischen Anblick. Und in diesen beiden Paaren — das Weltmeisterpaar Frl. Rotter und Herr Szolläs und das zweimalige Europameisterpaar Frl. Organista und Herr Szalay vom Budapester Eislaufverein — gipfelt zur Zeit diese Eiskunst, denn das Paarlaufen ist das schönste des Eiskunstlaufs überhaupt.

Tausende und aber Tausende wohnten dem großartigen Schauspiel bei, das beinahe das einsetzende Tauwetter wieder verhindert hätte, wie schon zu Neujahr und zu Weihnachten. Aber der zähe Willen des Breslauer Eislaufvereins, Schlesien das schöne Schauspiel edelsten Sports zu bieten, triumphierte doch schließlich. Bei dem zweifelhaften Wetter waren täglich Eilbriefe, Ferngespräche, Telegramme zwischen Budapest und Breslau hin und her gegangen. Schließlich einigte man sich, daß die Welt- und Europameister auf alle Fälle über Breslau fahren sollten. So waren sie zur Stelle, als der Sonntag fast wider Erwarten Frost und damit die Möglichkeit der Abhaltung des Kunstlaufens brachte. Das Eis war vorzüglich, Kerneis, nur das am Abend wiederum beginnende Tauwetter machte es etwas weich für die scharf geschliffenen Schlittschuhe der Ungarn. Eingeleitet wurde der Abend durch ein Kunstlaufen der einheimischen Kräfte. Trotz des ungünstigen Winters und des Mangels an Training sah man Vorzügliches. Vor allem stach die niederschlesische Kunstlaufmeisterin Frl. Lena Hei-

mann hervor durch ihr ausgeglichenes Laufen von guter Haltung und schwierigem Programm.

Sie dürfte auch in diesem Winter die Meisterschaft gewinnen. Auch der niederschlesische Meister Bradtke lief ausgezeichnet mit viel Schwung und Verve. Das viermalige niederschlesische Meisterpaar Frau Dr. Hoppe-Hallama fehlte leider. Es startet in diesem Winter nicht. Doch boten die jungen Paarlauf Talente Frl. Hoffschildt Marx ein gutes Programm, das sie mit Kraft und Anmut durchführten. Anmutige reizende Leistungen zeigten ferner die Damen Ursula Schmidt und Zeh, Herr Fornol, auch er vom Breslauer Eislaufverein, bewies, daß er trotz einjähriger Pause auf guter Höhe ist.

Aber alle diese guten Leistungen wurden selbstverständlich überboten durch die Weltmeister und Europameister, die dank des regelmäßigen Trainings auf ihrer Freiluftkunsteisbahn von Anfang November an den Eiskunstlauf in höchster Vollendung zeigten. Beide Paare liefen mit einem Schwung und einem Temperament, die kaum zu beschreiben sind, beide Paare in vollendeter Anmut und Grazie und in einem Wirbel kühner Figuren und Sprünge, das Programm durchsetzt von graziösen Tanzschritten. Dreimal liefen die beiden Paare hintereinander, sich gegenseitig abwechselnd, und von Start zu Start steigerten sich die Schwierigkeiten. Mondfiguren, Mondsprünge, tiefe Pirouetten einzeln und paarweise, Pirouetten, bei denen der Läufer seine Partnerin hoch über sich in der Luft herumwirbelte, waghalsige Todesspiralen mit zwei und einer Hand, Schmetterling und Libelle, zwei besonders graziöse Paarlauffiguren — alles das bis aufs letzte ausgeglichen und vollendet. Beifallsstürme auf Beifallsstürme durchzitterten die Luft, bis ein Walzerlaufen mehrerer Paare die großartige Veranstaltung beendete.

G. H.

Bücher

OSKAR SCHÜRER, PRAG: KULTUR, KUNST, GESCHICHTE. Verlag Epstein, Wien 1930.

Dieses Buch ist die Biographie einer Stadt, geschrieben von einem Menschen, der sie liebt und kennt und umwirbt mit allem, was er kann, wie eine wirkliche Geliebte. Ich glaube, hier ist eine Art von einer Stadt zu berichten, die es bis jetzt noch nicht gegeben hat. Biographien von großen, geschichtlichen Persönlichkeiten sind fast die beliebteste Lektüre heute. Daß die Biographie einer Stadt ebenso spannend und ebenso wichtig sein kann, scheint zunächst erstaunlich. Es gibt viele Beschreibungen von schönen Städten, Schilderungen ihrer Kunstschatze, Darstellungen ihrer Geschichte; es gibt Romane, in die das Schicksal einer Stadt so hineinverwebt ist, daß sie die eigentliche Heldin scheint. Oskar Schürers Pragbuch ist noch etwas anderes. Zur Deutung eines Menschen braucht man die Psychologie; aber eine Stadt ist kein Mensch, auch nicht eine Ansammlung von Menschen. Eine Stadt, das sind Häuser und Paläste und Kirchen, Straßen und Plätze. Schürer ist Kunstgeschichtler, und so ist es ihm gemäß, daß er von der Architektur her an seine Stadt herankommt. Aber er bleibt nicht bei einer bloßen Beschreibung und kunstgeschichtlichen Deutung dieser Dinge stehen. Aus der Architektur erwächst ihm das ganze Leben, das wechselvolle Schicksal seiner Stadt. Man sieht die ältesten Teile erstehen, wachsen, verfallen, sieht Neues erblühen, spürt die Schönheit, fühlt mit ihm das Glück über alles, was noch steht — und erlebt immer wieder im Laufe der Jahrhunderte das Wachsen und Vergehen einzelner Teile der Stadt, wie das tragische Geschick eines Menschen. Das Geschick einer Stadt ist unendlich mannigfaltig, und Prag, die Residenz vieler deutscher Kaiser, stand immer in so engen Beziehungen zur deutschen, ja sogar zur Weltgeschichte, daß alles, was hier berichtet wird, von größtem allgemeinen Interesse ist. Prag bleibt immer Heldin und Mittelpunkt, so daß man auch wohlbekannte Ereignisse aus der Geschichte von einem neuen Gesichtswinkel aus erlebt. Neu ist ja auch, daß man sie nicht als geschichtliche Ereignisse vorgesetzt bekommt, sondern als Anlässe für Entstehung oder Zerstörung von Häusern und Palästen. So wächst Prag langsam und in nie erlebter Anschaulichkeit vor unseren Augen herauf bis zu der Stadt, die heute ist.

Der letzte Teil des Buches besteht aus sehr schönen, zum Teil ganz unbekanntem und sehr geschickt ausgewählten Abbildungen. Man hat neue Augen bekommen, wenn man das Buch gelesen und seine Bilder gesehen hat, und man liest es mit atemraubender Spannung. Man wünscht sich, es möchte Nachahmer finden für alle Städte, die man liebt.

A. V.

FELIX HOLLÄNDER: EIN MENSCH GEHT SEINEN WEG. Roman. Berlin, Ullstein, 1931. 300 S. Felix Holländer, der Ende Mai 1931 starb, hat zwar seit seiner Studentenzeit in Berlin gelebt, ist aber ein Sohn unserer Heimat. Er wurde am 1. November 1867 in Leobschütz geboren. Sein Größtes leistete er als Theatermann, als Dramaturg, als Bühnenleiter, als Kritiker, vor allem als Freund und Mitarbeiter Max Reinhardts. Der vorliegende

Roman ist sein letztes Werk, das unter dem Titel „Mit dem Kopf durch die Wand“ zuerst in der „Berliner Illustrierten“ erschien. Gerhart Hauptmann, mit dem ihn zeitlebens treue Freundschaft verband, hat ihm ein kurzes, herzliches Abschiedswort beigegeben. Der Roman selbst ist sehr eigenartig, außerordentlich spannend, aber auf Kosten der Wahrscheinlichkeit, da allzuviel sonderbare Zufälle und unglaubliche Ereignisse in die Handlung verwoben sind, während die Psychologie der Personen ziemlich schwach ist. Die angebliche völlige Selbständigkeit des Helden steht auch auf schwachen Füßen, da gerade in Augenblicken, die für ihn entscheidend sind, immer andere Menschen ausschlaggebend in sein Schicksal eingreifen.

H. J.

SCHLESISCHES JAHRBUCH FÜR DEUTSCHE KULTURARBEIT IM GESAMTSCHLESISCHEN RAUME. Herausgegeben und geleitet vom Arbeitskreis für gesamtschlesische Stammeskultur. 4. Jahrgang 1931/32. Verlag von W. G. Korn, Breslau. Preis 2,— RM.

Seit vier Jahren hat die schlesische Stammeskulturbewegung, die den gesamten Sudetenraum als eine siedlungsgeschichtliche und kulturelle Einheit faßt und in den jährlichen Schlesischen Kulturwochen ihr Arbeitszentrum findet, auch einen literarischen Sammelpunkt: das „Schlesische Jahrbuch“. Es beschränkte sich von vornherein nicht auf die Wiedergabe von Vorträgen der jeweils vorausgegangenen Kulturwoche, sondern diente dem Stammeskulturgedanken im weitesten Sinne auch durch Beiträge, die über diesen Kreis hinaus stofflich zur Arbeit der Bewegung gehören. Der vierte jetzt erschienene Jahrgang erhält sein besonderes Gepräge durch eine Reihe inhaltlich verwandter Aufsätze, die sich mit der geopolitischen Lage des schlesischen Raumes befassen, an der Spitze der Festvortrag Geheimrat Kornemanns auf der Neutitscheiner Kulturwoche: „Europa und derSchlesische Raum“.

Zum ersten Male wird hier Schlesien in die Gesamtgeschichte des Abendlandes eingeordnet und seine für Europa mitentscheidende Bedeutung an einem fesselnden Durchblick durch die Jahrtausende erhellt. Prof. Pfitzner (Prag) untersucht die Frage, seit wann es ein Bewußtsein der schlesischen Stammeseinheit gibt und welche Kräfte im bisherigen Geschichtsverlauf es getrübt haben. Prof. Volz (Leipzig) weist die natürlichen Bedingungen der Einheit des schlesischen Raumes nach und Hans Schwarz bringt wertvolle Gedanken über die Wechselbeziehung „Schlesien und Preußen“ auf dem Grunde der Anschauungen und Forderungen von Moeller van den Bruck. Sehr eingehend und aufschlußreich ist der Vortrag Prof. Heckels (Breslau) über die Stammesart des Schlesiers in seinem Schrifttum. Dazu treten eine Reihe weiterer Beiträge über kulturelle und volkskundliche Themen: ein reicher Inhalt, eine konsequente Linie. Das Jahrbuch erweist aufs neue seine Berufung, den gesamtschlesischen Stammesgedanken in die Zukunft zu tragen, Stimme zu sein in einer für Schlesiens Schicksal entscheidenden Bewegung.

H. A.

ERICH CHECH-JOCHBERG: IM OSTEN FEUER.
Grethlein & Co., Leipzig-Zürich (1931).

Wieder eines von den neuerdings gleichsam hervorbrechenden Büchern über Kampf und Not und Leid der Deutschen in den östlichen Grenzlanden. Kein Roman, auch keine Darstellung persönlicher Erlebnisse, sondern eine aus angeführten Quellen, die nachzuprüfen uns allerdings nicht möglich ist, sorgfältig zusammengestellte Chronik der Ereignisse im deutschen Osten von der Ermordung des österreichischen Thronfolgers in Serajewo bis zur Gegenwart. Was dieses Buch über andere,

aus gleicher Erbitterung hervorgewachsene, hinaushebt, ist die Blickweite für die Möglichkeiten und Erfordernisse der Weltzukunft und für die dem deutschen Volke darin zufallende gewaltige Bedeutung. Um mit den Worten des Verfassers zu reden: „Man muß Deutschland, Europas größtem Motor, soll er Europa im Kampfe um die neue Weltgestaltung über Wasser halten, alles geben, was er braucht: Das beste Öl, die besten Maschinenwärter und den Generalstäblern der Industrie alle Rohstoffe und alle Bedingungen, um den Arm der Arbeiter stark zu erhalten.“ D. W.

Winter in Schlesien

In neuzeitlichem Format ist die Schrift „Winter in Schlesien“ erschienen, die den Leser an Hand guter Bilder und eines unterhaltend geschriebenen Textes über alle Möglichkeiten und Orte des Wintersportes in Schlesien, auch über Eissport, unterrichtet. Riesen-, Iser-, Waldenburger-, Eulen- und Glatzergebirge und verschiedene Städte sind

durch landschaftliche, städtebauliche und Sportbilder vertreten. Die Zusammenstellung der Wintersporttermine zeigt nicht nur eine außerordentliche Fülle der Veranstaltungen, sondern auch eine starke Qualität. Die Schrift ist in allen Reise- und Verkehrsbüros zu haben und durch den Schlesischen Verkehrsverband, Breslau, Gartenstr. 96.

Faschings - Notverordnung

Von Rudolf Hillebrand

„Spaße in der Zeit, so lachst du in der Not!“

Auf Grund aller jener Paragraphen, die sich niemand im Kopfe behalten kann, wird hiermit zur endgültigen Abtragung des Bollwerks im Osten mit sofortiger Wirkung Folgendes verordnet:

§ 1.

Zur Einsparung der hohen Stromkosten, die der Betrieb der Straßenbahn verursacht, wird diese in Zukunft wieder mit Zugtieren bespannt. Der Tierbestand wird zur Vermeidung weiterer Ausgaben vom Zoologischen Garten gestellt.

§ 2.

Die Rundbahn verkehrt fürderhin nicht mehr um die Stadt, sondern nur noch um den Ring herum. Der Einzelfahrpreis wird von 20 auf 19 $\frac{3}{4}$ Pfennige gesenkt. Für die als Wechselgeld notwendigen Dreiviertel-Pfennigstücke schreibt der Reichskunstwart einen künstlerischen Wettbewerb unter entlassenen Akademieprofessoren aus.

§ 3.

Um den unnützen und kostspieligen Umweg zu vermeiden, werden die bisherigen Kunden der städtischen Sparkasse angewiesen, von jetzt ab ihr Geld gleich beim Finanzamt einzuzahlen.

§ 4.

Das Städtische Pfandleihamt wird vergrößert und ins Rathaus verlegt. Es wird mit der Oper durch einen unterirdischen Gang verbunden, um dem notleidenden Kunstinstitut die Möglichkeit zu geben, die im Pfandleihamt versetzten Smokings und Balkkleider als Fundus für Operettenaufführungen zu benutzen.

§ 5.

Die Erwerbslosen-Stempelstellen werden geschlossen. Dafür erhält jeder Arbeitslose einen eigenen Stempel ausgehändigt.

§ 6.

Die Krankenhäuser und Kliniken werden in „Reichsteuerhebenstellen“ umgewandelt. Leichtkranke werden auf die Wege zu Kraft und Schönheit verwiesen und dürfen im Februar ausnahms-

weise auch unter den Brücken oder in unmittelbarer Nähe derselben Freibaden. Schwerere Fälle melden sich direkt bei der Friedhofsverwaltung.

§ 7.

Das Fernheizwerk bleibt in den Monaten Oktober bis Mai geschlossen. Als Ersatz für den Wärmeausfall dient die Engelsburg.

§ 8.

Die geplante Schnellbahn nach dem Zobtenberge kann nur bis zum Ketzberg durchgeführt werden. Der Hauptbahnhof wird wegen des Verkehrsrückganges aufgelöst. Die dort liegenden Schienen werden an die infolge der neuen Damenmode wieder aufblühende Korsettindustrie nach Gewicht verkauft.

§ 9.

Da die Ermittlung von Mördern und Kapitalverbrechern der Polizei ungeheure Mühe und Kosten verursacht, wird nunmehr hierauf verzichtet. Dafür hat sich in den nächsten fünf Jahren bei allen vorkommenden Mordfällen der in dieser Hinsicht bereits bewährte „Mokka-Louis“ lebenswürdig erboten, die Rolle des Mörders zu übernehmen.

§ 10.

Wie bereits bekanntgegeben, wird die Kunstakademie aufgelöst und in Bau-, Tischler- und Maler-Meisterateliers umgewandelt. Die dort noch vorhandenen Akte werden den Vereinigten Theatern zur Bereicherung ihres Repertoires überwiesen. Dem bisherigen Akademiedirektor ist ein Denkmal zu setzen. Damit aber dafür keine Kosten entstehen, wird der „Alte Scheitnig“ von der Trajanssäule im Park heruntergeholt, auf der dann der Akademiedirektor persönlich Aufstellung nimmt.

§ 11.

Diese Faschingsnotverordnung tritt am Aschermittwoch früh außer Kraft, falls sie nicht, was immerhin möglich ist, bis dahin durch eine gleichlautende richtige Notverordnung ersetzt ist.

Schlesisches Simmereich

Erinnerungen an meine Tanzstunde

Geheimrat Rob. Wollenberg, der frühere Fachvertreter für Psychiatrie an der Breslauer Universität, läßt soeben die „Erinnerungen eines alten Psychiaters“ erscheinen (Stuttgart, Ferdinand Enke Verlag), eine eindrucksvolle Darstellung seines Werdens und Wirkens. Wir bringen daraus die nachfolgende Jugenderinnerung, Probe seiner lebendigen, humorgewürzten Schilderungsgabe.

Als ich 13 Jahre alt war, erhielt ich Tanzunterricht. Herr Stoje hieß der Mann, dem es oblag, die Königsberger Jugend in die Grundelemente der Anmut und Würde einzuführen. Er besaß in der Stadt ein etwas frostiges Lokal, in welchem wir uns wöchentlich zweimal, ich glaube am Mittwoch und Sonnabend, nachmittags um 4 Uhr versammelten. Diese frühe Stunde schien uns zwar etwas beschämend, aber es war üblich, nach den zwei Stunden der Übung noch „nachzutanz“, so daß wir immerhin bis gegen 8 Uhr zusammenblieben, also doch bei Dunkelheit heimkehrten und dadurch unsere Selbstschätzung wieder etwas erhöhten. Im Tanzsaal, dessen Parkett ich heute noch knistern höre, empfing uns Herr Stoje selbst mit einer tadellosen Verbeugung, zunächst ohne Musik, dann nahm er eine Violine zur Hand und begleitete darauf unsere ersten ungelenten Bewegungen. Schließlich harrte unser am geöffneten Flügel Fräulein Tischler, die damals allbekannte Tanzspielerin der Königsberger Hausbälle, eine rotwangige, vollbusige und hochfrisierte Dame in höheren Semestern, mit der nur die Beherrzteren von uns zu sprechen wagten. Dort übten wir zuerst anmutiges Grüßen und Neigen und zwar jedes Geschlecht für sich, während das andere teils mit verlegenen Mienen, teils mit zur Schau getragener Gleichgültigkeit an den Wänden saß. Endlich folgten die gemeinsamen Tänze. Es konnte nicht fehlen, daß in diesen Stunden auch zarte Neigungen in uns keimten und zu allerhand mehr oder minder beständigen Bindungen führten. Ich hatte zwar schon mehrmals geliebt, mich dabei aber auf leichtes Wohlgefallen an den Freundinnen einer gleichaltrigen Kusine beschränkt. So hatte zuerst eine Klara, dann eine Lucie und zuletzt eine Lotte mein Herz gefesselt. Jetzt ging es um Höheres. Der bekannte heilige Götterstrahl war es zwar noch nicht, sondern mehr ein pflichtmäßiges Ermessen, welches mich veranlaßte, auch einmal eine richtige Neigung zu fassen. Die Erwählte hieß Margarethe und hatte eine recht hübsche ältere Schwester, die einiges Aufsehen machte. Sie selbst war eigentlich weder besonders hübsch noch liebenswürdig, und ich fürchte, daß ich sie ihrer älteren Schwester wegen gewählt hatte, obwohl diese gar keine Notiz von mir nahm. Jedenfalls fühlte ich mich stolz und glücklich, in meinen jungen Jahren schon der Ritter einer so bedeutenden jungen Dame zu sein, und bezeugte ihr meine Verehrung sowohl in der Tanzstunde, als auch beim Schlittschuhlaufen und bei anderen Gelegenheiten. Dazu gehörten auch die sogenannten „Tanzgesellschaften“, zu welchen die Eltern unserer

Schönen uns einluden. Es waren zum Teil einfache Leute, aber sie ließen es sich nicht nehmen, auch wenn sie dazu ihre ganze Wohnung umräumen mußten. Wir waren auch noch nicht vorschriftsmäßig ausgestattet. Einen Frack besaßen wir noch nicht, der Smoking war noch nicht erschaffen, aber gute dunkle Anzüge hatten wir und weiße Handschuhe, die unzählige Mal gewaschen wurden. Wenn wir nach erhaltener Einladung die vorschriftsmäßige „Visite“ im Hause der Tanzschwestern machten, dann wurden die dafür nötigen Handschuhe vor der Haustür wohl von einem zum andern weiter gegeben. Die Festlichkeiten selbst verliefen nach einem Schema. Man tanzte damals noch die alten Rundtänze, besonders Walzer, und oft recht wild, so daß man sagen konnte: „einmal rum, Kragenwechsel“. Auf großen Bällen wurde „aufgestellt“, das heißt so getanzt, daß immer nur so viele Paare „losgelassen“ wurden, wie im Saal Platz fanden. Sonst tanzte man „vom Platz“, also so oft und mit wem man wollte. Auch der sogenannte „Contredanse“ durfte nicht fehlen, den einer der Herren mit entschlossener Miene und meist greulichem Französisch „kommandierte“. Später trat an seine Stelle die „Quadrille à la cour“, die Jahrzehnte lang nach ein und derselben Musik getanzt wurde. Bei diesen Schritttänzen wirkten auch die alten Herrschaften gern mit, die sonst zum Zusehen verurteilt waren, ganz anders als heute, wo man sagen kann: „Urahne, Ahne, Mutter und Kind bei einem Foxtrott versammelt sind.“ Dann gab es aber noch den Kotillon mit Blumen für die Damen und Orden oder bunten Schleifen für die Herren. Der gab dann Gelegenheit zu traulicher Unterhaltung, aber auch zu schmerzlicher Bewegung, wenn die Angebetete sich näherte und mit der köstlichen Gabe im letzten Augenblick sich dem glücklicheren Nachbar zuwendete. Leider konnte ich meine günstige Stellung in der Tanzstunde auf die Dauer nicht behaupten, und zum Teil durch eigene Schuld, die sich bekanntlich auf Erden immer rächt. Ich hatte mich nämlich bemüht, die Meinung zu verbreiten, daß ich nicht erst 13, sondern schon 14 Jahre alt sei. Durch meine Schwester, welche mit der Schwester meiner Schönen einige Unterrichtsstunden besuchte, erfuhr diese und durch sie die ganze Tanzstunde mein richtiges Alter, und so kam ich zu meiner tiefen Beschämung um mein zum Teil auf dieser Täuschung aufgebautes Ansehen. Man kann ermessen, wie empört ich über das veräterische Benehmen der eigenen, so geliebten Schwester war.

Zum Goethejahr 1932

Bielschowsky-Linden

Goethe

Sein Leben und seine Werke

Durchgreifende Neubearbeitung. 143. bis 147. Tausf. 2 Bände mit über 1000 Seiten gr. 8¹. I. Bd. geh. RM. 5.—, i. Lein. RM. 7.—. II. Bd. geh. RM. 7.—, i. Lein. RM. 9.—. Beide Bände in Halbfranz zusammen RM. 25.—

„Im ganzen genommen wirkt das Werk wie aus einem Guß, und es ist wieder geworden, was es vordem war: die beste Einführung in Goethes Leben und Schaffen. Es ist das Goethebuch für alle gebildeten — noch nicht überbildeten Kreise — unseres Volkes und vor allem auch für das junge Geschlecht, das sich dem Meister in Ehrfurcht nahen und ihn ernstlich verstehen lernen will.“

S. Zanßen in „Muttersprache“
(Zeitschrift des deutschen Sprachvereins)

Verlag C. H. Beck, München

Neuerscheinung für das Goethejahr 1932

DER WETZLARER GOETHE

Von Prof. Dr. Hch. Gloël

Großoktav 48 Seiten,
mit 13 Kunstdruck-
tafeln, in Kupfertief-
druckumschlag

**Preis: 2.70 RM.
zuzüglich Porto**

Eine beachtliche und fesselnde Abhandlung über Goethes Wetzlarer Zeit, ein Abschnitt im Leben Goethes, welcher für sein späteres Schaffen von großem Einfluß war.

In allen Buchhandlg.
erhältlich oder vom

**Wetzlarer Heimatverlag, Scharfes
Druckereien K.-G., Wetzlar (Lahn)**

Schließfach 71

Lessing & Pohl, Breslau

Taschenstr. 29/31, Fernruf 54682

Kunstmaterialeien - Magazin

Alle Farben und Gerätschaften für
jeden Zweig von Kunstmalerei

Fachgeschäft für Zeichenutensilien

für Bedarf in techn. Büros der Herren
Architekten, Baumeister und Schulen

Erfolg durch Wissen

Bildung durch die Oper

**Ersparnis bei Zeichnung
eines Abonnements**

im Stadttheater

**Schauspiele
Opern**

Filme

Konzerte

**Vorträge
Bilder**

Bücher

Reisen

zu niedrigsten Einheitspreisen durch die

Breslauer Volksbühne

Geschäftsstelle: Schweidnitzer Straße 8a (Woolworthhaus), Eingang Karlstraße
Mittwoch und Sonnabend: 10—19 Uhr, sonst 10—14 und 17—19 Uhr

Das
maßgebende kulturelle Führerblatt
Oberschlesiens, die Heimatzeitschrift
des südböhmischen Grenzlandes
ist die illustrierte Monatszeitschrift

Der Oberschlesier

Herausgeber Karl Szobrot

Verlag Oppeln, Eichendorffstr. 14

Bezugspreis vierteljährlich 3 M.

„Niemand, der sich mit ober-
schlesischen Kultur- und Bildungsfragen
beschäftigt, kann achtlos am Ober-
schlesier vorübergehen.“

*

Hermann Lietz-Schule

(Stiftung Deutsche Landerziehungsheime) Heime: Schloß Bieberstein
Spiekeroog, Haubinda, Schloß Eitersburg, Schloß Buchenau, Schloß
Gebesee, Staatl. anerkannte höhere Schule. Eigene staatliche Reife-
prüfung, Grundschule und Sexta bis Oberprima. In den letzten 10 Jahr.
über 200 Abiturienten. Gegründet von Hermann Lietz, dem Schöpfer der
mod. Internatsschule Urform aller späteren Landerziehungsheime. In-
dividuelle allseitige Ausbildung und Erziehung. Ländl. Umwelt. Um-
fangreiche Werkstätten, ausgedehnte Sportplätze. Kleine Klassen
Latein wahlfrei mit Latinum abschließend. Anfragen an d. Oberleitung
Dr. A n d r e e s e n, Schloß Bieberstein in der Rhön bei Fulda

Besonderer Beachtung

empfehlen wir den der vorliegenden Aus-
gabe angegliederten Prospekt der
Verlagsbuchhandlung Wilh. Gottl.
Korn, Breslau I, über Gerhard Menzel,
„Wieviel Liebe braucht der Mensch?“

Zur Deutschen Skimeisterschaft

bringt

Der Wanderer im Riesengebirge

im Februarheft: Die Anfänge des Skilaufes im
Riesen- und Isergebirge. Von Dr. H. Gruhn
Vom Wintersport im Isergebirge. Von Dr. Siebelt
Skilauf und Schneekoppe. Von Chl. Plehn
Schlesische Landschaft. Von O. Schäfer/Pro-
gramm der Deutschen- und Heeres-Skimeister-
schaft nebst Karte der Rennstrecken
Preis des reich bebilderten Heftes 25 Pfennige

Wilh. Gottl. Korn, Zeitschriftenabtlg., Breslau I

3 schöne Geschenkwerke!

DIE BRESLAUER SAGEN

Mit 30 Bildern von Alt-Breslau / Herausgegeben von
Professor Dr. Kühnau / Geschenkband nur 3,75 RM.

DIE BRESLAUER KIRCHEN

Mit 100 großen Bildtafeln / Herausgegeben von H. Götz
und A. Hadelt / Großquartband nur 7,80 RM.

DAS GRÜSSAUER WILLMANN-BUCH

(Der Fresken-Zyklus der Josephskirche in Grüssau)
Herausgegeben von P. Nicolaus v. Lutterotti / Mit
50 Bildtafeln (Aufnahmen von Paul Poklekowski)
Geschenkausgabe in Leinen 4,50 RM.

OSTDEUTSCHE VERLAGSANSTALT, BRESLAU